Kurz

(Fischart)

<36632910340010

Johannes Fischart.

So reich die Reformationszeit an hervorragenden Geistern war, von denen sehr viele nur deshalb nicht zu größerem Ruhme gelangt sind, weil sie, obgleich an sich von nicht gewöhnlichem Talent, von den großen Gestalten der Zeit zurückgedrängt und verdunkelt wurden; so arm ist dagegen die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Schon vor Luthers Tode hatte die reformatorische Kraft abgenommen; es war eine Schwäche eingetreten, welche voraussehen ließ, daß die reformatorische Bewegung ihren Höhepunkt nicht bloß erreicht hatte, sondern daß sie sogar schon im Rückschreiten begriffen war. Es ist natürlich, daß, je mehr die Reformation an Kraft und Leben verlor, die päbstlich-katholische Partei dagegen um desto mehr Kraft und Leben wieder gewann. Zwar hatte auch sie keine großen Männer aufzuweisen, welche fähig gewesen wären, durch die Macht ihres Geistes den verlornen Boden wieder zu gewinnen und dem noch dauernden Einflusse der Reformation siegreich zu widerstehen. Dagegen hatte die Partei an dem Anfangs freilich vorzüglich nur im Geheimen wirkenden Jesuitenorden einen mächtigen Stützpunkt erhalten. Hätte derselbe zur Zeit der Reformation schon bestanden, so würde er ohne Zweifel von derselben, wenn auch nicht vernichtet, doch an äußerer

und innerer Macht wesentlich geschwächt worden sein. Da er aber erst zu einer Zeit erschien, wo sich die Reformation selbst durch innere Zwistigkeiten zu schwächen begann, und der Orden seine eigentlichen Zwecke und Absichten nur allmählich und mit der überlegtesten Klugheit offenbarte, so blieb er von den Protestanten so lange unbeachtet, bis er endlich eine unerschütterliche Macht erlangt hatte, deren Einfluß sich später im dreißigjährigen Krieg in so verderblicher Weise kund gab. Doch schon im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts, schon vierzig Jahre nach der Stiftung des Ordens erkannte ein scharfblickender Geist die große Gefährlichkeit desselben für den Protestantismus, für die deutsche Nationalität, für die Einheit und Macht des Reichs. Es ist dies Johann Fischart, der zugleich auch beinahe der einzige Mann ist, welcher die eben erwähnte Dürre und Armuth im geistigen Leben während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unterbricht, aber leider nicht besiegt, weil die Schwäche des Volkes und die verderbliche Richtung der Gebildeten, namentlich der protestantischen Theologen, so entschieden war, daß sie überhaupt nicht mehr besiegt werden konnte. Wenn daher der Einfluß Fischarts auf seine Zeit und das nachfolgende Geschlecht so gering erscheint, so kann dies das Urtheil über die Größe seines Talents, die Tüchtigkeit seines Wesens, den Werth seiner Leistungen in keiner Weise bestimmen. Man muß es aus diesen selbst schöpfen.

Zwar scheint der Umstand, daß Fischarts wichtigste Schriften meist wiederholt aufgelegt wurden, einige sogar in mehrfachen, schnell auf einander folgenden Ausgaben erschienen, unserer Behauptung, als ob er wenig oder gar keinen Einfluß auf seine Zeitgenossen gehabt habe, zu widersprechen; allein wenn man erwägt, daß er in den

Schriften derselben nicht erwähnt wird*) und auch von den Schriftstellern des 17. Jahrhunderts ihn nur Wenige nennen, aus deren Werken auch nicht sichtbar wird, daß sie ihn gekannt oder gar benutzt hätten**), so muß man jene Behauptung für gerechtfertigt halten und sich die wiederholten Ausgaben seiner Schriften daraus erklären, daß sie zum Theil im gebildeten Mittelstand, zum Theil vielleicht auch im Volke Eingang gefunden hatten. Merkwürdig und auffallend ist es jedenfalls, daß sein Hauptwerk „Gargantua" noch im J. 1631 eine neue Auflage erlebte, d. h. zu einer Zeit, wo die Herrschaft der Opitzischen Poesie schon festbegründet war, welche mit ihrer zahmen Regelmäßigkeit den vollsten Gegensatz zu dem stürmischen, übersprudelnden Fischart bildete.

Bei dieser Theilnahmlosigkeit für den genialen Mann ist es erklärlich, daß wir von den Verhältnissen seines Lebens nur sehr wenig wissen, und daß dieses Wenige zum

---

*) Nur sein Schwager Bernhart Herzog erwähnt ihn vorübergehend in seinem Chronicon Alsatiae (1592) als Verfasser des „Tractätleins von Originibus Argentoratensibus", sagt aber von seinen deutschen Schriften kein Wort. Auch Schadäus, der im „Summum Argentoratensium Templum" (1617) Fischarts Beschreibung des im Münster befindlichen Uhrwerks abdruckt, weiß Nichts von ihm zu berichten.

**) Zu den späteren Schriftstellern, welche Vilmar in seinem vortrefflichen Aufsatz über Fischart (in Ersch und Grubers Encyklopädie) als mit Fischart mehr oder weniger oberflächlich bekannt anführt (Val. Andreä, Zincgref, Andr. Gryphius, Mart. Zeiler, Schottel, Prätorius, Neumeister, Placcius), können wir noch die Verfasser der Dissertatio de osculis und der Theses de Virginibus nennen, welche in den „Facetiae facetiarum" (Helenopoli, 1645) abgedruckt sind, sowie den Vielschreiber Happel, welcher den Gargantua in seinem „Akademischen Roman" benutzte.

Theil nur auf vorübergehenden Bemerkungen in seinen Schriften beruht. Selbst das Jahr seiner Geburt ist unbekannt; da er aber schon wenigstens im J. 1570 und vielleicht schon früher als Schriftsteller auftritt, so darf man annehmen, daß er vor 1550 geboren worden sein mag. Da er gewiß noch jung war, als er seine ersten schriftstellerischen Versuche veröffentlichte, so wird das Jahr seiner Geburt nicht vor 1540 gesetzt werden können; wahrscheinlich ist es sogar, daß er erst einige Jahre später geboren wurde. Auch sein Geburtsort läßt sich nicht urkundlich nachweisen, doch ist es beinahe gewiß, daß er aus Mainz stammte, da er sich selbst „Mentzer" nennt und von seinen „Mentzerischen Landsleuten" spricht. Wer seine Eltern waren, und ob er sie früh verlor oder nicht, ist gänzlich unbekannt. Für Ersteres scheint der Umstand zu sprechen, daß er die Schule in Worms besuchte; doch da sein dortiger Lehrer, der durch die Uebersetzung des „Grobianus" bekannt gewordene Caspar Scheidt sein Vetter war, so könnte es auch sein, daß ihn seine Eltern aus irgend einem Grunde diesem anvertraut hätten. Von Worms wird er nach vollendeten Schulstudien ohne Zweifel eine Universität besucht haben, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen; es ist nicht unwahrscheinlich, daß er das nahe Heidelberg wählte, doch ist hierüber keine Andeutung vorhanden. Sicherer ist, daß er seine Studien in Italien und zwar in Siena vollendete, da er es selbst gelegentlich berichtet. Eben so wissen wir aus seinen eigenen Andeutungen, daß er in Flandern, in London und wahrscheinlich auch in Paris war. Er erwähnt diesen Aufenthalt zwar nicht ausdrücklich; aber da er mit der französischen Literatur und den Verhältnissen des französischen Staats sehr genau bekannt war, darf man wohl sogar annehmen, daß er längere Zeit in Frankreich

und namentlich in Paris gelebt haben mag. Auch Deutschland, wenigstens das südwestliche von der Pfalz bis in die Schweiz und von Mainz bis nach Nürnberg und Augsburg, muß er mit beobachtendem Auge durchwandert haben; ja man möchte aus manchen Andeutungen vermuthen, daß er auch im nordöstlichen Deutschland nicht unbekannt gewesen ist; wenigstens wird er die Strecke von Mainz bis nach Flandern durchreist haben.

Am Ende der sechsziger Jahre scheint er sich in Frankfurt aufgehalten zu haben, wo sein „Eulenspiegel" bei Hieronymus Feyrabend und Bernhart Jobin gedruckt wurde. Mit dem letzteren schloß er eine für beide folgenreiche Freundschaft, die dadurch noch enger geknüpft wurde, daß Jobin Fischarts Schwester heirathete.*) Die beiden Freunde zogen wahrscheinlich um 1570 oder wenig später nach Straßburg, wo Jobin eine Druckerei entweder kaufte oder neu begründete, und dieselbe vorzüglich mit dem Drucke der Werke seines Schwagers beschäftigte; denn dieser entwickelte von nun an eine eben so rastlose als bedeutsame Thätigkeit. Von den neunzehn Jahren, welche von 1570 bis zu seinem Tode (1589) verflossen, sind nur drei (1583, 1585 und 1587), in denen er nicht irgend eine Schrift veröffentlicht hätte, und von diesen drei ist nur Eines (1585), welches ganz leer ausging, da in den beiden andern wenigstens neue Ausgaben früherer Werke erschienen, an denen er freilich nur untergeordneten Antheil hatte.

Welche Stellung Fischart in Straßburg einnahm, ist unbekannt. So groß seine schriftstellerische Thätigkeit war, dürfen wir doch vermuthen, daß der geniale Mann nicht seine ganze Zeit damit ausfüllte. Vielleicht praktizirte er

---

*) Vgl. hierüber eine spätere Bemerkung.

als Anwalt, vielleicht hatte er auch irgend eine Anstellung bei der Stadtregierung. Das Einzige, was wir bestimmt wissen, ist, daß er sich 1576 Doctor der Rechte zu Straßburg nannte, und daß er in den J. 1578—1580 an dem theologischen Streite Theil nahm, der sich zwischen dem als Pädagogen berühmten Johann Sturm einerseits und Johann Peppus andererseits über die Einführung der Concordienformel erhoben hatte. Er stand in diesem Streit, wie die freie Richtung seines Geistes es nicht anders erwarten ließ, auf Seite Sturms gegen Peppus und die lutherischen „Allenthalblingerherren". Vielleicht war dieser Streit auch der Grund, warum er Straßburg verließ. Wenigstens finden wir ihn 1581 als Reichskammergerichtsadvokaten in Speier. Dort heirathete er am 11 November (wahrscheinlich 1582) Anna Elisabeth, Tochter des schon genannten Chronisten Bernhard Herzog, der damals in dieser Stadt lebte. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Sein Aufenthalt in Speier war nicht von langer Dauer; gegen 1583 wurde er Hohenfels-Rixingischer Amtmann zu Forbach, was er jedenfalls noch 1586 war. Ob er bis zu seinem Tode dort verblieb oder seinen Aufenthalt nochmals wechselte, darüber sind uns keine Nachrichten aufbewahrt. Wir möchten beinahe glauben, daß er 1588 wieder in Straßburg war, da er das damals zwischen dieser Reichsstadt und den beiden Schweizer Städten Zürich und Bern abgeschlossene Bündniß in einer besonderen Schrift auf eine Weise verherrlichte, daß eine persönliche Theilnahme an der Feier beinahe vorauszusetzen ist. In demselben Jahre gab er auch seine Umarbeitung des alten Gedichts vom Ritter von Staufenberg heraus. Ließe sich aus der Vergleichung seiner Bearbeitung und des Druckes darthun, daß er nicht diesen, sondern die

in Straßburg aufbewahrte Handschrift des Gedichts benutzt habe, so wäre dies ein weiterer Beweis, daß er damals in Straßburg gelebt habe, da ihm die Handschrift kaum an einen entfernten Ort geschickt worden wäre.

Wahrscheinlich ist Fischart im Winter 1589 gestorben; wenigstens ist dies von gleichzeitiger aber unbekannter Hand auf dem Titel eines seiner Werke bemerkt (mortuo aus 1589 in hieme). Wenn diese Notiz aber auch nicht richtig sein sollte (doch liegt kein Grund vor, ihre Richtigkeit zu bezweifeln), so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß er nicht viel später gestorben ist, da es auf dem Titel der zu Ostern 1591 erschienenen zweiten Ausgabe seines „Ehezuchtbüchleins" ausdrücklich heißt: „Durch Weiland den Ehrnvesten Hochgelahrten Herrn Johann Fischarten genant Mentzer der Rechten Doctore seligen auß Griechischen vnd anderen Sprachen verteutscht."

Fischart eröffnete seine schriftstellerische Laufbahn mit dem „Eulenspiegel Reimensweiß" und dem „Nacht Rab oder Nebelkräh'". Es ist zwar möglich, ja sogar nicht unwahrscheinlich, daß er vorher schon irgend eines seiner bekannten oder unbekannten zahlreichen Flugblätter herausgegeben hatte; ein größeres Werk ist aber jedenfalls vor jenen beiden von ihm nicht veröffentlicht worden. Diese, welche ohne Zweifel bald nach einander erschienen, bezeichnen schon seine eigenthümliche Richtung, sowie die beiden Seiten, welche er in dieser entwickelte. In beiden tritt nämlich schon das humoristisch-satyrische Element hervor, welches den wesentlichsten Charakterzug der Fischartschen Werke in Versen und Prosa bildet; durch den „Eulenspiegel" wird die allgemeine, durch den „Nachtraben" die spezielle, gegen den Katholizismus, seine Anhänger und Vertheidiger gerichtete Satyre eingeleitet. Eine dritte Seite

seiner Schriftstellerei, die politisch-nationale, hängt mit der Bekämpfung des Pabstthums zusammen und ist eine nothwendige Folge und Ergänzung derselben, da Fischart mit seinem praktisch tiefen Blick, den wir oft werden bewundern können, recht wohl einsah, daß der wachsende Einfluß des Pabstthums nicht blos dem Protestantismus, sondern auch der Einheit und Kraft des Reiches verderblich sei.

Der „Eulenspiegel Reimensweiß. Eine newe Beschreibung vnd Legendt deß Kurtzweiligen Lebens, vnd seltzamen Thaten Thyll Eulenspiegels. mit schönen neuwen Figuren bezieret, vnd nu zum ersten in artige Reimen durch J. F. G. M. gebracht, nutzlich vnd lustig zu lesen. Frankfurt" (O. J.), ist in der That nichts weiter als eine gereimte Wiederholung dessen, was im prosaischen Volksbuche steht, und in so fern würde das Buch unsere Aufmerksamkeit wenig oder gar nicht auf sich ziehen, insbesondere da die Verse, wie auch in seinen andern gleichzeitigen oder bald darauf erschienenen Gedichten, unbeholfen, holprig und breit sind, wenn er sich nicht in der Vorrede über den Zweck, den er bei der Bearbeitung des Volksbuchs hatte, in höchst bedeutender und charakteristischer Weise ausspräche. Es ist angenehmer, sagt er, ermahnt zu werden, schertzlich als schmertzlich, schimpflich denn stimpflich, gecklich denn schrecklich, wörtlich denn mördlich, und er wolle schimpflich Gutes lehren, um dem Bösen glimpflich zu wehren." Eulenspiegels Possen seien zwar oft allzuderb und grob, sie seien aber doch besser als Boccazische Schandbarkeit und unziemliche Buhlerei. Er ziehe die deutsche Rohheit der welschen Lüsternheit vor, weil jene von Kraft, diese von Abschwächung zeuge, weil aus jener noch alles Gute, aus dieser nur Schmähliches hervorgehen könne. So sehen wir auch hier das nationale Element in Fischarts Charakter,

wir sehen, daß er, selbst eine volksthümliche Natur, zunächst auf dem Volksthümlichen fußen, das Fremde abstoßen wollte. Und diesen Charakter hat er fortwährend bewahrt; denn wenn er auch später nach fremden Vorbildern arbeitete, so hat er deren nationale Eigenthümlichkeit so ganz verwischt, ihre Sprache und selbst ihre Gedanken so ganz verdeutscht, daß das Fremdartige bis auf die letzte Spur verschwand und das ursprünglich entlehnte Werk in Inhalt und Form einen vollständig deutschen Charakter annahm.

Auf dem Titel des „Eulenspiegels" stehen die Anfangsbuchstaben seines Namens J. F. G. M., d. h. Johann Fischart, Genannt Mentzer und er ließ auch später kaum irgend Etwas drucken, worin er sich nicht auf irgend eine Weise bezeichnet hätte. Freilich erscheint sein Name, während er lebte, nur in den „Eikones" J. Fischart G. Mentzer und in der „Dämonomanie" Johann Fischart; in den „Effigies" nennt er sich J. Fischart, G. M., in der „Onomastica" J. Fischart D (ictus) Mentzer. Vielmehr liebte er es aber, sich unter den mannigfaltigsten Bezeichnungen ganz oder zum Theil zu verbergen, und auch in diesen tritt die heitere Laune oder der Witz des Satyrikers so charakteristisch hervor, daß eine Verzeichnung derselben nicht überflüssig, ja vielmehr nothwendig erscheint.

Die Anfangsbuchstuben J. F. G. M. finden sich außer im „Eulenspiegel" auch noch im „Barfüsser Kutten und Sektenstreit", „Ismenius", „Biblische Historien", „Gesangbüchlein", „Anmanung", „Disputatio", „Ehezuchtbüchlein", „Landlust", „Stauffenberg"; umgekehrt: M. G. F. J. sind diese Buchstaben in der „Praktik". Im „Fürstenspiegel" zeichnet er sich D (octor) J. F. G. M. Bloß mit J. F. und J. F. M. bezeichnet er sich in den „Eikones": da-

gegen etwas erkenntlicher mit J. F. Mentzer im „Dominicus“ und mit J. F. G. Mentzer im „Lob der Lauten“. Bloß Mentzer nennt er sich im „Bienenkorb“ und Mögeintzer im „Gargantua“. Aus den Anfangsbuchstaben bildet er den Namen Jfgem in der „Audientz“; oder er wählt Namen, die mit diesen Buchstaben anlauten: Joh. Frid. Guicciard Moguntinus im „Bienenkorb“, Johan Fridrich Gwischart und J. Fr. Molanus ebendaselbst; J. Friedrich Manatzer im „Catalogus“. Zweimal bildet er aus seinem Namen einen neuen durch Umkehrung oder Versetzung der Buchstaben; so nennt er sich Hartfisch im „Gargantua“ (durch einen Druckfehler steht Harfisch in der Ausgabe von 1582; in der von 1590 ist der Fehler verbessert) und J. Noha Trauschiff von Trübuchen (d. h. Straßburg) oder abgekürzt J. No. Trau. V. Trü; J. N. Trau v. Trü, und J. N. T. V. T. im „Bündnuß“. So verkehrt er auch den Beinamen Mentzer in „Retznem“ im „Nachtraben“, in der „Praktik“, im „Flohhatz“ und „Trostbüchlein“. Ueberſetzt erscheint sein Name als Huldrich Elloposkleros im „Gargantua“, „Flohhatz“ und „Trostbüchlein“. Mit Rücksicht auf den beißenden Inhalt des „Bienenkorbs“ verwandelte er seinen Namen in Huldrich Wischhart, welchem er an anderen Orten die mildere Form Wisart gab; und so nennt er sich schon im „Bienenkorb“ Donatus Wisart, im „Reveille-Matin“ und in den „Sonetten“ Huldrich Wisart, im „Gargantua“ einfach Wisart. Diesen Namen bildete er in der „Armada“ französierend in „Bap.“ (d. h. [Johannes] Baptista) Guisart um, dessen Anfangsbuchstaben er mit einem Zusatze im „Badstüblein“ wiederholte: B. G. Mercurianus. Mit diesen stehen die schon genannten Guicciard und Gwischart in Verbindung;

eben so der Namen D. Wickartus de Moguntiaco im „Noe". Nicht weniger bezeichnend ist der Name Jesuvalt Pickhart im „Jesuiterhütlein" und Pickart in der „Geistlosen Mül" und im „Brotkorb", welchen Namen er jedoch im „Bienenkorb" selbst dahin erklärt, daß er sich nach den Picarden, d. h. Waldensern, so genannt habe. Einen weiteren Namen bildete er dadurch, daß er die Sylben mehrerer anderer durcheinander warf Artwisus von Fischmentzweiler im „Catalogus". Den Namen Mentzer in bezeichnender Weise ändernd, nennt er sich Ulrich Mansehr von Treubach im „Glückhaften Schiff" und mit Rücksicht auf seinen Gegner Joh. Nas gebraucht er im „Bienenkorb" den Namen Nasenfischer zu Grubsarts. Außerdem finden sich noch die Namen Donatus Golwisus in „Fides Jesu Christi", Ulysses Odyssäus im „Trostbüchlein", Alonicus Meliphron teutofrancus im „Bannstrahl", H. Engelprecht Mörewinder von Fredewart auß Seeland in der „Armada", Georg Goldrich Saltzwasser von Badborn im „Badstüblein", Halcyonius Windstill im „Discours", Huldrich Christ zu Gotstatt bey Bethauen im „Creutzgang" und endlich H. Winhold Würstblut, Schwinhold Saublut, Weinhold Weinblut und Winhold Reinblut in der „Praktik".

Endlich liebt Fischart sich in Sprüchen und Motto's zugleich zu verstecken und zu erkennen zu geben, indem er die einzelnen Wörter derselben mit den vier Anfangsbuchstaben seines Namens beginnt: Im Fischen Gilts Mischen im „Gargantua"; Ihrer Fürstlichen Gnaden Mutwilliger und In Freuden Gedencke Mein ebendaselbst; In Forchten gehts Mittel im „Fürstenspiegel", **J**ove **F**ovente **G**ignitur **M**inerva

in den „Eikones"; **I**mmundi **F**imus **G**ratia **M**undi in der „Dämonomanie"; **I**nvento **F**ilio **G**audemus **M**essia ebendaselbst.

Seinen Kampf gegen den Jesuitismus begann er mit dem gereimten „Nacht Rab oder Nebelkräh'. Von dem vbraus Jesuwidrischen Geistlosen schreiben des Hans Jacobs Geckels, der sich nennet Rab? Darinnen daneben von der Jesu wider Nachtrabischem Wesen und stand. M.D.LXX." Es ist dieses Gedicht zunächst gegen den Ulmer Jacob Rabe gerichtet, der zum Katholizismus übergetreten, nach Ingolstadt, dem damaligen Mittelpunkt des Jesuitismus in Deutschland, gezogen, Mitglied des Ordens geworden war, und in dessen Interesse er eine Schrift von des Bischofs Stande geschrieben hatte; allein er würde ihn, da er ihn im Innersten seines Herzens verachtete, gewiß nicht der Beachtung werth gehalten haben, wenn er ihm nicht erwünschten Anlaß gegeben hätte, in ihm und durch ihn den Jesuitenorden zu schildern. Alle Vögel, dies ist die Einkleidung des mit immer steigernder Schärfe abgefaßten Gedichts, werden herbeigerufen, um über Rab Gericht zu halten. Von der einzelnen Person geht der Dichter sodann auf das Allgemeine, Interessantere über: er erzählt die Geschichte des Jesuitenordens und seiner allmählichen Verbreitung, die er nur der List, den Ränken und dem Betrug zu verdanken habe; er schildert namentlich den unheilvollen Einfluß, den die Jesuiten in Staat und Kirche auf die Erziehung ausgeübt haben, seitdem sie sich als Wölfe in Schafspelzen als Prediger, Beichtväter und Lehrer der Fürsten eingeschlichen, den öffentlichen Unterricht an sich gezogen und sich sogar über die Weltgeistlichen eine Art Oberherrschaft angemaßt hätten, was sie durch die gemeinste Heuchelei und das giftigste Intriguenspiel erreicht hätten.

— Als Gedicht hat der „Nachtrab" keinen großen Werth, weil der Dichter sich von seiner Leidenschaft zu sehr hinreißen läßt, die ihm nicht erlaubt, den Gegenstand, welchen er zu persönlich auffaßt, mit der nöthigen poetischen Freiheit zu behandeln. Sieht man jedoch davon ab, so wird man in demselben ein tiefes Verständniß der Verhältnisse nicht verkennen und den sichern Blick des damals noch ziemlich jungen Dichters bewundern.

Ein würdigerer Gegner als der Jesuit Rabe war der Franziscaner Johann Nas (Naß, Nasus), der, ursprünglich ein Schneider, als solcher im Barfüßerkloster zu München arbeitete, dessen nicht gewöhnliches Talent vielleicht im Umgange mit den Mönchen geweckt wurde und der die Nadel mit der Theologie vertauschte. Er trat in den Orden und wurde nach vollendeten Studien wahrscheinlich Professor an der Hochschule zu Ingolstadt. Dort wurden wenigstens seine zahlreichen Schriften gedruckt, die meist gegen den Protestantismus und dessen Anhänger gerichtet waren, und unter welchen namentlich die „Sechs Centurien Evangelischer Wahrheiten" den Zorn Fischarts erregten. Nas hatte nämlich unter Anderem die Protestanten deshalb lächerlich zu machen gesucht, daß sie in so viele Parteien zerfielen, die sich gegenseitig auf das Bitterste bekämpften, was allerdings nicht bestritten werden konnte, aber, wie Fischart später trefflich auseinander setzte, kein Beweis ist, daß der Protestantismus überhaupt auf Irrthum beruhe. Gegen diese Beschuldigung ließ Fischart wahrscheinlich bald nacheinander zwei Gedichte erscheinen, dessen Erstes: „Der Barfüsser Secten- und Kuttenstreit" er mehrmals bearbeitete. Was er mit diesem Gedichte beabsichtigte, giebt schon der Zusatz auf dem Titel an: „Sihe wie der arm Sanct Franciscus vnd sein Regel, oder Euangelium, Von seinen eigenen Rottge-

sellen, den Barfüssern und Franciscanern, durch jre secten selber gemarttert, zerrissen, zerbissen, zertrennt, geschändt, anatomiert, zerstückt, zerketzert, beraubt, geplündert vnd zu schanden gemacht würt. Darauß nun wol zu verstehen die Päpstlich Mönchisch einigkeit, die sie also rümen heut: Dem F(rater) J(ohann) N(as) vnd seiner Anatomy zu lieb durch J. M. F. G." Das Gedicht bildet die Erklärung eines demselben beigefügten Holzschnittes, es gehört somit zu der sogenannten „Gemälpoesie", die damals so beliebt war, und von der auch Fischart häufig Gebrauch machte. Der Holzschnitt stellt nämlich den heiligen Franciscus dar, der „von seinen eigenen Rottgesellen gemartert und zerrissen wird." Mönche von den verschiedenen Orden, welche die Regel des heiligen Franciscus befolgen, fallen über ihn her, und reißen ihm die Kleidungsstücke u. s. w. ab, welche sie entweder gar nicht oder in anderer Weise tragen, oder sie ziehen ihm solche an, die er nicht hat. So reißt ihm ein Kapuziner, der das einzige Heil in der spitzigen Kapuze erblickt, seine niedrige Kappe ab, ein Pauliner zerrt an seiner braunen Kutte, weil er überzeugt ist, daß eine graue zur Seligkeit gehört u. s. w. Man müßte die ganze Geschichte der zahllosen und einfältigen Streitigkeiten der verschiedenen Orden erzählen, welche den heiligen Franz von Assisi mittelbar oder unmittelbar als ihren Stifter verehren, wenn man den Holzschnitt erklären und den Inhalt des Gedichts angeben wollte. Das Mitgetheilte genügt indessen, um die Bedeutung des einen oder des andern zu vergegenwärtigen. Fischart wollte nämlich durch Beides zur Anschauung bringen, daß die Katholiken keinen Grund hätten, die Protestanten wegen ihrer Sekten zu verspotten, da dergleichen auch bei ihnen zu finden seien und zwar da, wo man sie am wenigsten finden sollte, im Schooße der

Mönchsorden, deren Regel Gehorsam und Demuth verlange.

Das zweite gegen Nas gerichtete Gedicht: „Von S. Dominici, des Predigermünchs, vnd S. Francisci Barfüssers artlichem Leben vnd grossen Greweln, dem grawen Bettelmünch, F. J. Nasen zu Ingolstatt dedicirt, Gestelt aus liebe der warheit von J. F. Mentzern" (o. D. 1571), mit dem Motto: „Sie haben Nasen vnd riechen nichts", behauptet im Ganzen einen poetisch freieren Standpunkt als der „Kuttenstreit"; dagegen ist die Sprache noch nicht zu der Ausbildung gekommen, die schon in den nächsten Dichtungen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit erscheint. Er stellt darin den Ursprung des Zwiespalts zwischen den Dominicanern und Franciscanern dar, den er auf die beiden Stifter der beiden Orden zurückführt, und wobei er einige Züge aus den Legenden mit großem Geschicke benutzt. Dominicus, berichtet er, habe einst den schwächlichen Franciscus über einen Fluß getragen; mitten in demselben habe er diesen gefragt, ob er Geld bei sich habe, und da Franciscus es bejahte, habe ihn Dominicus ins Wasser fallen lassen, weil er kein Geld bei sich tragen dürfe. Dies sei der Grund der Feindschaft zwischen den beiden Orden, die seitdem fortdauere. Aber auch die einzelnen Sekten derselben, heißt es weiter, befehden sich auf das Bitterste und zwar aus den unsinnigsten Gründen, wegen der Kapuze, der Schuhe u. s. w. Nachdem er das Mönchs- und Klosterleben in seiner ganzen Erbärmlichkeit geschildert und die Schilderung damit geschlossen, daß bei den Mönchen nur Lüge und Heuchelei zu finden sei, wendet er sich wieder gegen Nas, der in seinen „Menturien" behauptet habe, daß Luthers des Teufels Eigenthum sei, da er ja selbst berichte, daß er viele Anfechtungen vom Teufel zu erdulden

gehabt. Wenn dieser Schluß richtig sei, sagt Fischart, so müsse auch Dominicus des Teufels sein, da auch dieser mit ihm zu schaffen gehabt habe. Und nun erzählt er die Lebensgeschichte des Heiligen, wobei er, wie am Anfang, die heilige Katharina anruft. Daß der Dichter vorzüglich bei den Wundergeschichten ꝛc. verweilt, welche die Legende von dem Heiligen berichtet und unter diesen vorzüglich diejenigen auswählt, die an sich entweder bedeutungslos oder lächerlich sind, liegt natürlich im Zwecke des Gedichts. Wir wollen nur einige herausheben, aus denen die witzige Verspottung der Legende am meisten ersichtlich ist. Einst, heißt es, fuhr Dominicus aus Spanien, seinem Vaterland, nach Italien. Nachdem er einen gefahrvollen Sturm glücklich überstanden, weshalb er seitdem von den Schiffern in Gefahren angerufen wird, stieg er ans Land, ward aber bald darauf von heftigem Regen überfallen, der ihn in einem Dorf zu bleiben zwang, wo ihn die Hunde beinahe zerrissen hätten. Dort hatte er einen Traum, wie Christus die Welt verderben wollte, es aber auf Marias Bitten unterließ, weil Dominicus und Franciscus die Menschen bekehren würden. Obgleich der Regen am andern Tag immer noch fortdauerte, reiste er doch weiter, und er konnte auch seinen Weg ganz bequem und trocken fortsetzen, da auf sein Gebet der Regen drei Ellen vor und drei Ellen hinter ihm aufhörte. Bald darauf bekam er einen Reisegefährten, Namens Berchtram, der sich auch des Ordens beflissen. Nach einiger Zeit trafen sie auf deutsche Pilgrime, mit denen sie zwar essen und trinken, aber nicht sprechen konnten, weil sie deren Sprache nicht verstanden. Das ärgerte den Heiligen gar sehr; um dem Uebelstande ein Ende zu machen, warf er sich nebst seinem Gesellen Berchtram auf die Knie, und Beide baten Gott inbrünstig, er möge ihnen das Verständ-

niß der fremden Sprache eröffnen. „Da konnten sie kaum beten aus, Da wischt die deutsch Sprach gleich heraus.“ Darauf kamen die beiden Wanderer zu einem Kloster, dessen Thor jedoch verschlossen war, weil die Mönche in der Kirche beim Gottesdienst versammelt waren. Um ihre Andacht nicht zu stören, griff der heil. Dominicus zum erprobten Mittel; er fiel auf die Knie, betete — und flugs war er mitten im Kloster. Weil er lange Nichts gegessen hatte und sehr hungrig war, bat er den Schaffner um Essen; dieser sagte aber, es seien nur noch zwei Brode im ganzen Kloster und der Leute, die davon gespeist werden sollten, sei eine zu große Zahl, als daß auch nur ein Bissen davon abgetreten werden könne. Das war für den Heiligen ein kleines Hinderniß; er befahl, die Brode zu zerschneiden, segnete die Stücke und ließ sie zu den Mönchen tragen, die sich nicht nur daran satt aßen, sondern noch viel übrig ließen. So zauberte er auch einst Wein aus einem leeren Faß, welches man noch heute zeigt. Daher sind später Weinreben aus seinem Grabe emporgewachsen. — Ehe er nach Rom kam, erschienen ihm St. Paul und St. Peter und gaben ihm ein Buch und einen Stock, die Hunde damit zu vertreiben, was aber in der That bedeutete, daß er die Ketzer richten und vernichten solle. Der Pabst wollte Anfangs den von dem Heiligen gestifteten Orden nicht bestätigen; aber da er eines Nachts träumte, die Kirche zu St. Lateran habe zusammenstürzen wollen, sei aber von Dominicus noch rechtzeitig festgehalten worden, erkannte er die Heiligkeit des Mannes und erfüllte dessen Wünsche. Bald bekam dieser großen Zulauf. Unter den gewonnenen Anhängern war ein gewisser Prälat Riwald, den er unter Allen am liebsten gewann. Da dieser über die künftige Tracht des Ordens nachdachte und nichts Vernünftiges oder

Passendes erfinden konnte, erfüllte ihn dies mit so großem Schmerz, daß er darüber krank wurde. Da betete Dominicus so inbrünstig für den Freund, daß Maria von dem Himmel herabeilte und den Kranken salbte, in Folge dessen er sogleich wieder gesund wurde. Um jedem möglichen Rückfall zuvorzukommen, ließ sie zwei Kappen zurück, die den Beiden wie angegossen paßten. „Fürwar," ruft der Dichter aus, „solch Laurenwerk vnd gspöt, Macht, daß ich was hefftiger redt. Denn wer kann solch Gottslästerung Vertragen on verantwortung?" Hierauf berichtet er von den Teufelaustreibungen der Heiligen und anderen ähnlichen Dingen. Einst ward er in den Himmel verzückt; da er aber keine Dominicaner erblickte, wurde er sehr traurig. Da erbarmte sich Christus seiner; er rief die heilige Jungfrau herbei, die auf seinen Befehl ihren Mantel aus einander schlug — und siehe, der stak ganz voll Dominicaner. — Der Teufel hatte großen Respekt vor dem heiligen Dominicus; so mußte er ihm einst das Licht halten, bis ihm die Klauen verbrannten. Es ist dies ein Beweis, sagt der Dichter, wie gern der Teufel mit den Mönchen zu thun hat, wie denn in den Klöstern ein wahrhaft teuflisches Leben geführt wird. Zum Schluß werden noch einige Wundergeschichten mitgetheilt, die Dominicus bei und nach seinem Tode verrichtet, wobei der Dichter auf die Lügenhaftigkeit und Abgötterei zu sprechen kommt. So ergötzlich die Geschichtchen sind, welche Fischart erzählt, so verliert das Gedicht doch unendlich viel dadurch, daß das Einzelne zu breit ausgesponnen und daß die Sprache an Derbheit oft alles Maß überschreitet, was namentlich der Fall ist, wenn er, was oft geschieht, auf Bruder Nas und dessen Bücher zu sprechen kommt.

Die bisher genannten Dichtungen Fischarts unterschei-

den sich in der Form, im Versbau und Gebrauch des Reims, sowie in der Sprache wenig von den Reimen seiner Zeitgenossen; ganz anders verhält es sich schon mit einer kleineren, welche er unter dem Titel: „Ein Artliches Lob der Lauten“, kurze Zeit nach jenen veröffentlichte.*) Wenn sie auch in allen den erwähnten Beziehungen seinen späteren größeren und kleineren Dichtungen nicht gleichkommt, so treten doch die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge, durch welche sich seine Verse vor denen der gleichzeitigen Dichter so wesentlich unterscheiden, schon in erkennbarer Weise hervor. Noch wichtiger ist das Gedicht aber durch seinen Inhalt, seine Haltung und Stimmung. Wir erkennen, daß der Dichter auch höherer und sanfterer Gefühle fähig ist, woraus wir den Schluß ziehen dürfen, daß seine Satyre nicht aus zanksüchtigem, mißgünstigem Herzen, sondern aus einem tiefen Gefühl für das Wahre und Schöne erwachsen ist. Das „Lob der Lauten“ zeigt uns Fischart als einen Freund und Kenner der Musik, deren glückliche Wirkung auf das menschliche Gemüth er mit Liebe und Innigkeit schildert. Seinen feinen Sinn beweist er dadurch, daß er die sanfte Laute dem tobenden Instrumentenlärm vorzieht, wie denn beinahe das ganze Gedicht diesen Gegensatz behandelt.

Das Jahr 1572 macht auch dadurch einen bedeutsamen Abschnitt in Fischarts schriftstellerischer Thätigkeit, daß er seine erste in Prosa verfaßte Schrift: „Aller Praktik Großmutter“ herausgab. Zwar ist dieselbe in dieser ersten Ausgabe noch sehr weit von dem entfernt, was sie später wurde, sowohl in Bezug auf den Umfang — die

---

*) Es ist gedruckt in einer Sammlung „Schöne Lautenstück“, welche 1572 bei Jobin erschien.

erste Ausgabe beträgt nicht einmal den sechsten Theil der nachfolgenden — als auch auf den Inhalt und die Haltung, die noch wenig von dem Witze und der muthwilligen Heiterkeit zeigt, die das Werk in der späteren Bearbeitung belebt. Diese erschien zwei Jahre später in drei verschiedenen, jedoch von einander nicht abweichenden Drucken unter dem Titel: „Aller Praktik Großmuter. Die dickgeprockte Btrugdicke Procdic, oder Pruchenstikaz, Lastafel, Baurenregel oder Wetterbüchlin, auff alle Jar vnd Land gerechnet vnd gericht: durch den Volbeschreiten Mäusstörer Winhold Alcofribas Wüstblutus von Aristophans Nebelstatt: Des Herrn Pantagruel zu Landegreuel Obersten Löffelreformirer, Erb vnd Erztränck, vnd Mundphysikus. Itzund alles auffs neue zu lib den zrillengirigen zeitbetrigern: verstockten hirnbedäubten maulhänkolischen naturzwängern: ergenzt vnd besprenzt. Ein frisch räs, kurzweilig geläs, als wen man haberstro äs." (Holzschnitt) M.D.L.XXIIII. Es kann kein Zweifel sein, daß Fischart darin zunächst die Pantagrueline Prognostication des Rabelais nachahmte, was schon daraus zu ersehen ist, daß er den Namen entlehnte, den der französische Satyriker seinem Werkchen vorgesetzt hatte (er nennt sich auf dem Titel Maistre Alcofribas Architriclin du dit Pantagruel), und wahrscheinlich ist die erste Ausgabe, die wir nicht kennen, nur eine freie Uebersetzung der Prognostication. Aber auch die zweite ist nicht ganz Fischarts Eigenthum; er hat nämlich, was Gödeke entdeckt hat,*) in derselben seines Gegners Nas „Practica practicarum“ (o. O. 1567 u. 1572) benutzt und an vielen Stellen sogar wörtlich abgeschrieben, freilich ohne daß er wußte, daß der verhaßte Franziskaner der Verfasser derselben sei, denn sonst

*) Gengenbach, herausg. von Gödeke, S. 415 ff. u. 526. f.

würde er sich vielleicht gehütet haben, wie Gödeke richtig bemerkt, den Gegner in einer so unbefangenen Weise zu plündern, wie es in der Praktik geschieht. Nichts desto weniger hat Fischart der Schrift den Stempel seines Geistes aufgedrückt und wenn auch den Stellen, welche er aus Nas abgeschrieben, Witz und Heiterkeit nicht abgesprochen werden kann*), so sind sie doch von der übersprudelnden Laune und der Sprachgewalt Fischarts weit entfernt, der übrigens das Erborgte so geschickt in seine eigene Arbeit zu verflechten wußte, daß es wie sein Eigenthum erscheint.

Die „Praktik" ist, wie der Titel schon erkennen läßt, eine Satyre auf die damals so allgemein geübte und geglaubte Wahrsagerei, besonders auf die Wetter- und andere Prophezeihungen, welche den Kalendern in noch größerem Maße beigegeben wurden, als es noch jetzt geschieht. Noch deutlicher wird es aus der zwar mit der ihm eigenthümlichen Laune, aber zugleich mit Ernst geschriebenen „Vorred, zum Theil Warred", in welcher er die „unzählige, Sternamhimmlige und Sandammörige Mißbräuch der Astrologie, des Prognosticirens, Praktikschreibens und Kalendermachens" aufzählt und die Gottlosigkeit solchen Treibens geißelt, das „den würdigern, nach Gott gebildeten Menschen zu einem Sclaven leibeignet."

Sein Spott beruht meist darauf, daß er den abgeschmack-

*) Flögel, Kom.-Lit. 3, 369. Gervinus 3, 145 u. Gödeke a. a. O. S. 627 führen die Prognostica an, welche J. Heinrichmann aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzte, und Gödeke fügt bei, daß Rabelais und Nas auf Heinrichmann beruhen, was übrigens Fischart selbst in der Vorrede andeutet, wenn er sagt „diß Gestirnräbtersch und Praktischprocken sey am ersten auß der Magisnostrischen Vniversität zu Löven außgeflogen, anno 1507, wie es dann schon das schön Latein verrath." Das deutsche Original scheint er somit nicht gekannt zu haben.

ten Prophezeihungen, welche in den damaligen Kalendern und Praktiken zu lesen waren, die unzweifelhaftesten Wahrheiten entgegensetzt, z. B. daß alle Kinder, die in diesem Jahre geboren werden, „vnberopfft, fadenbloß vnd Mutternackend auff Erden kommen vnd ehe schreyen, als lachen", daß „der gemein Mann im Herbst den besten Most am liebsten trinken, daß jedoch allzeit des Wassers mehr sein werde denn Wein", und dergleichen mehr. Aber an diese Witze reiht er bei jeder Gelegenheit satyrische Bemerkungen, über Leben, Sitten, Gebräuche, Regierungen, besonders über die Mönche und Klöster an. Die Sprache und Darstellung erscheint schon ganz in ihrem eigenthümlichen Gepräge: Jeder Gedanke erweckt hundert neue in ihm, die selbst wiederum andere hervorrufen, so daß man wie von einem Sturmwind fortgerissen wird und kaum zur Ueberlegung kommen kann. Wenn man sich aber nicht fortreißen läßt und alles Einzelne scharf ins Auge faßt, erstaunt man über die Menge von scharfsinnigen Bemerkungen, witzigen Einfällen, schalkhaften Anspielungen, über die Unzahl von Thatsachen, die er mittheilt, über die Masse der vielseitigsten und speziellsten Kenntnisse, die er an den Tag legt. So könnte man zum Beispiel aus dem Abschnitt: „Vom Stand etlicher Nationen, Land vnd Stätt" ein interessantes Gemälde der damals bekannten Welt entwerfen, das reichen Stoff zu einer Statistik, Handelsgeographie u. s. w. liefern würde.

Im Jahre 1572 endlich übersetzte Fischart das sechste Buch des damals hochberühmten Romans „Amadis" (Frankf.); leider ist uns das Buch nicht zugänglich, so daß wir über die gewiß interessante gereimte „Vorbereitung in den Amadis" Nichts berichten können. Vielleicht hatte er auch Antheil an der Uebersetzung des Romans „Isme-

nius", die im Jahre 1573 erschien; jedenfalls ist die gereimte „Anweisung vnd vorbericht in Lesung der lieblichen Histori u. s. w." von ihm, welche wir ebenfalls nicht kennen.

Fischart schrieb seine Satyren, welche gegen allgemeine menschliche Thorheiten und Gebrechen gerichtet waren, in Prosa, wie wir schon an der „Praktik" gesehen haben; diejenigen dagegen, in denen er entweder einzelne Persönlichkeiten oder Erscheinungen seiner Zeit geißelte, schrieb er in Versen. Davon scheint die „Flöh Hatz" eine Ausnahme zu machen, die in dem nämlichen Jahre 1573 erschien; allein es scheint auch nur so. Dieselbe ist nämlich keine eigentliche Satyre, sondern eine Art episches Gedicht, das nicht aus der Reflexion hervorgegangen ist, wie es zunächst bei den Satyren der Fall ist, sondern vielmehr als Erzeugniß der frei waltenden Phantasie erscheint, und in seinen wesentlichsten Theilen dem Thierepos nahe steht. Somit mußte ihn der Inhalt wie die ganze Anlage und Entwicklung zur Darstellung in gebundner Rede führen. Die erste Auflage des Gedichts, die nur noch in sehr wenigen Exemplaren vorhanden zu sein scheint, ist uns unbekannt; aus der Beschreibung derselben, welche ein Ungenannter in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (1856. No. 41. S. 761) davon gibt, läßt sich aber entnehmen, daß auch diese Schrift in ihrer ersten Gestalt einen viel geringeren Umfang hatte, als in den späteren von 1577 und 1578, welche beinahe wörtlich übereinstimmen. Dagegen scheint sich die erste Bearbeitung in Anlage und Ausführung im Ganzen von der nachfolgenden nicht zu unterscheiden. Das Gedicht hat in der Ausgabe von 1577 und in den nachfolgenden folgenden Titel: „Flöh Haz, Weiber Traz, der wunder vnrichtige vnd spotwichtige Rechtshandel der Flöh mit den Weibern. Ain Neu geläs, auff das vberkurzweiligst zu belachen, wa anders die Flöh

mit stechen eim die kurzweil nicht lang machen. Durch Hultrich Elloposkleron, auff ein newes abgestosen vnd behobelt (Holzschnitt, darunter 11 Verszeilen) 1.5.77." Wir haben gesagt, die „Flöhhatz" sei eine Art episches Gedicht. Allerdings hat es die Form eines solchen nicht, da es nicht aus einer zusammenhängenden mit künstlerischem Bewußtsein angeordneten Erzählung besteht, allein da der wesentliche Inhalt doch auf der Darstellung von Begebenheiten beruht, so nähert sie sich dem Epos mehr als jeder andern Dichtungsart. Sie besteht, das gereimte Vorwort ungerechnet, aus zwei Theilen. Im ersten: „Erneuerte Flohklag wider der Weiber Plag" wendet sich der Floh an Jupiter, den er um seinen Schutz gegen die Verfolgungen der Weiber bittet. Die Mücke hört das Jammern des Flohs, wird davon gerührt, sie sucht ihn zu trösten und nun entspinnt sich ein Gespräch zwischen den Beiden, in welchem der Dichter eine Fülle von Sentenzen und Sprichwörtern entfaltet und das er zudem dazu benutzt, eine Reihe von Abenteuern zu erzählen, welche dem Floh und dessen Sohn begegnet sind. Diese sind vortrefflich erfunden und eben so vortrefflich erzählt. Da ist Alles voll Leben und Bewegung; Alles ist von der muthwilligsten Laune beseelt, die manchmal bis zur Ausgelassenheit geht, aber keineswegs in Cynismus verfällt, wie manchmal behauptet wurde. Fischarts Unerschöpflichkeit zeigt sich schon in den Namen, die er den Flöhen giebt, und in deren Erfindung er, wie schon Gervinus bemerkt, ungleich feiner ist als Rollenhagen in seinen onomapoeischen Froschnamen. Es kommen nicht weniger als sechs und sechszig Flohnamen vor, die alle ohne Ausnahme höchst bezeichnend und zugleich von der größten komischen Wirkung sind, wie z. B. Senfimhemd, Nimmerru, Pfezstelind, Hindenpick, Schleichinstal, Zwicksi, Leistapp,

Vortif, Pulsfüler, Springinsröckel, Zopffiteck, Mausambauch, u. s. w. Im zweiten Theil trägt der Dichter als von Jupiter bestellter Flohkanzler die Verantwortung der Weiber vor, die er durch die Post bekommen. Es werden darin die Klagen der Flöhe Punkt für Punkt durchgenommen und mit allen möglichen Gründen bekämpft, Alles im ernsthaftesten Ton, was die komische Wirkung nicht wenig erhöht. Endlich fällt der Flohkanzler in Jupiters Namen das Urtheil. Die Weiber, heißt es darin, sind von Natur friedlich und mild gestimmt; wenn sie Blut vergießen, geschieht es nur aus Nothwehr. Auch sei es ihnen dabei weniger um sich selbst zu thun, als um ihre Kinder, welche die Flöhe plagen und zum Schreien bringen, daß die Männer und die ganze Nachbarschaft darob aufwacht. Die Jungfrauen sind noch übler dran, denn sie verlieren ihre Buhlen, wenn diese sehen, wie sie so sehr von den Flöhen geplagt werden. Ferner bringen die Flöhe die Haushaltungen in Unordnung, weil die Mägde ihre Zeit mit der Flöhjagd zubringen müssen und unterdessen die Hausgeschäfte nicht besorgen können. Endlich sind die Weiber schon an sich edler als die Flöhe, und darum gebührt es ihnen, über jene zu herrschen. Zudem verdienen die Flöhe schon deswegen Strafe, weil sie blutgierig sind und durch ihre Plage die Weiber zur Schamlosigkeit verleiten. Daher solle es den Weibern erlaubt sein, schließt der Kanzler, den Flöhen nachzustellen; um aber auch gegen diese alle billigen Rücksichten walten zu lassen, solle es den Flöhen gestattet sein, die Weiber auf der „gängen Zunge" zu stechen, „damit sie sehr den Mann betören, Wenn sie nit schweigen vnd auffhören, Auff das jr ja das gänze Plut Ain wenig außher schrepfen thut, Wiwol jr werden häben mu, Weil sie die üben spat vnd fruh." Auch solle es den Flöhen

erlaubt sein, sich in den großen Halskrausen und Manschetten der Weiber aufzuhalten und diese beim Tanz zu kitzeln. Wollten sie sich dem Urtheil nicht fügen, sollten sie nach Lappland verbannt werden oder zu den Carthäusern, bei denen auch nicht einmal eine Wandlaus bleibe, weil sie kein Fleisch äßen und ihr fischschmeckendes Blut widerlich sei.

In einer späteren Ausgabe der „Flöhhatz" (Straßb. 1600) finden sich einige Zusätze, die dem Fischart zugeschrieben werden, aber wahrscheinlich und zum Theil wohl gewiß nicht von ihm sind. Sie bestehen aus einer „Dedication an die Weiber", in welcher diese gewarnt werden, nicht auch die Mücken und Läuse zu verfolgen, in einem „Lob der Mücken" und in dem „Streit der Laus mit dem Floh". Das „Lob der Mücken" ist übrigens ein artiges Gedicht; die Schilderung der Mücke hat einige Stellen, die im Fischartschen Geiste gedacht sind; aber schon die ungeschickte Einschiebung in die „Flöhhatz" beweist, daß es nicht von Fischart sein kann. Daß dieser im „Gargantua" von 1582 ein „Schnaken- und Mückenlob" anführt, beweist nicht, daß er ein solches verfaßt habe; er hat solcher Erwähnungen zu viele, als daß man im Ernst glauben könnte, daß er alle von ihm auf diese Weise angeführten Schriften wirklich abgefaßt habe. Uebrigens darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß nach Fischarts Tod noch zwei Ausgaben der „Flöhhatz" bei seinem Schwager Jobin erschienen (1584 und 1601), welche die erwähnten Zusätze nicht enthalten, daß diese erst der Ausgabe von 1610 beigefügt wurden, die bei Jobins Nachfolger, Joh. Carolus, erschien. Nun ist aber wohl anzunehmen, daß wenn Fischart ein Exemplar der „Flöhhatz" mit diesen Zusätzen, oder auch eine Handschrift derselben hinterlassen hätte, diese seinem Schwager eher in

die Hände gekommen sein würde, als dem späteren Verleger.

Seinen Kampf gegen den Jesuitismus setzte er auch in diesem Jahre fort: er gab nämlich eine lateinisch abgefaßte Schrift: „Fides Jesu Christi et Jesuitarum" heraus, in welcher er die Lehren Jesu und die der Jesuiten einander gegenüberstellte. Wir befassen uns, wie billig, mit dieser Schrift eben so wenig, als mit den übrigen in lateinischer Sprache geschriebenen Werken, die er entweder selbst verfaßte oder herausgab, da wir uns nur mit dem deutschen Schriftsteller zu beschäftigen haben.*) Daß er neben dem erwähnten Buch gegen die Jesuiten in demselben Jahr an einem Werke Theil nahm, welches die Verherrlichung der Päpste zum Zwecke hatte, müßte nicht blos seltsam erscheinen, sondern sogar ein schiefes Licht auf den Verfasser werfen, wenn sich diese Theilnahme nicht auf eine Weise erklären ließe, die jede Mißdeutung entfernt. Die „Accuratae Effigies Pontificum" u. s. w., Eygenwissenliche vnd wolgedenckwürdige Contrafeytungen oder Antlitzgestaltungen der Römischen Päbst u. s. w., künstlich angebildet. Auch mit Summarischen Rhumschrifften, erstlich in Latein, nachmals durch verdolmetschung J. Fischart (so!) G. M. Teutsch beschrie-

*) Der Vollständigkeit wegen theilen wir aber doch die Titel dieser Schriften in kurzer Fassung mit. Es sind außer der oben angegebenen der „Malleus Maleficarum" (Frkf. 1582), die „Origines Argentoratenses", die noch Schöpflin in der „Alsatia illustrata" erwähnt, aber seitdem nicht wieder aufgefunden wurden und die lateinisch geschriebene mit J. F. M. D. unterzeichnete Vorrede zu der Schrift: „In haereticis coercendis quatenus progredi liceat: Mini Celsi Senensis disputatio. Christlingae (1577)" und die ebenfalls lateinisch geschriebene Vorrede zu dem Werke „Onomastica II." (Straßb. 1574).

den M.D.L.XX i i j“ erschienen bei seinem Schwager und er nahm wohl aus Rücksicht gegen diesen Antheil an dem Werk. Doch würde er es vielleicht nicht gethan haben, wenn ihm nicht zugleich die Gelegenheit dargeboten worden wäre, sich in der Vorrede über die deutsche Kunst zu verbreiten und dieselbe gegen das Urtheil Vasaris in Schutz zu nehmen. Somit trat hier nur der Protestant zurück, um den Patrioten sprechen zu lassen; und es ist dies eben ein schöner und großer Zug in Fischarts Charakter, daß ihm das Vaterland über Alles gieng, wie denn seine Kämpfe gegen den Katholizismus und den Jesuitismus zum großen Theil aus der Ueberzeugung hervorgegangen waren, daß in ihnen der Grund der Abschwächung des Reiches zu suchen und zu finden sei.

Wie innig aber und wie tief gefühlt seine Vaterlandsliebe war, das ersehen wir am besten aus seinem trefflichen kleinen Gedicht „Ernstliche Ermanung an die lieben Teutschen", welches er in den „Eicones“ u. s. w. Bildnissen oder Contrafacturen der XII Ersten Alten Teutschen König vnd Fürsten" (Straßb. 1573) drucken ließ und das später Matthias Holtzwart in die „Emblematum Tyrocinia“ (Ebend. 1581) aufnahm. Die „Ernstliche Ermanung" ergeht sich zwar nicht in Lobhudeleien, denn Fischart wußte nur zu wohl, daß man mit solchen, wie den einzelnen Menschen, so auch ein ganzes Volk verdirbt und abschwächt; vielmehr beurkundete er die aufrichtigste Liebe zu seinem Volke dadurch, daß er es auf seine Schwächen aufmerksam machte und es vor der Rath- und Thatlosigkeit warnte, in die es schon damals verfallen war.

Die Lobreime auf die Päbste, welche übrigens schon dadurch als aufgedrungen erscheinen, daß sie höchst unbeholfen und holprig und ohne Zweifel das Schlechteste sind, was er jemals

gereimt hat, hinderten ihn nicht, seinen Kampf gegen den Katholizismus fortzusetzen; ja vielleicht bewegten sie ihn, schon im folgenden Jahre eine „Gemälpoesie" zu veröffentlichen, in welcher er das Papstthum in seiner Wurzel angriff. Es ist dies die Erklärung eines Reliefs im Straßburger Münster, welches verschiedene Thiere, Füchse, Esel u. s. w. darstellt, wie sie in Prozession dahin ziehen und katholische Kirchengebräuche nachahmen. Fischart ließ dieses Relief in Holz schneiden und fügte ihm eine gereimte Auslegung bei, die zwar willkürlich, aber voll der witzigsten und bittersten Satyre ist.*) In demselben Jahr gab ihm der Straßburger Münster nochmals den Stoff zu einer solchen „Gemälpoesie" in der Beschreibung des dort befindlichen künstlichen Uhrwerks, die jedoch ohne allen poetischen Werth ist. Ueberhaupt hat Fischart im Jahre 1574 nichts Großes veröffentlicht; denn außer den genannten und einer oder zweien andern Gemälpoesien, z. B. dem „Ausspruch des Esels in strittigen sachen der Nachtigal an einem, wider den Guckguck, andern teils," den wir nicht kennen, und der „Audientz des Kaisers", die noch nicht wieder aufgefunden ist, ist aus diesem Jahre Nichts bekannt. Es ist dies auch sehr begreiflich, denn er arbeitete damals an seinem Hauptwerke, das im folgenden Jahre erschien.

Die späteren Ausgaben des „Gargantua" (1582 und 51 90) sind allerdings vom Verfasser überarbeitet, aber nicht in dem Maße wie die „Praktik"; das Werk hat durch die Ueberarbeitung weder im Ganzen noch im Einzelnen einen

*) J. Grimm hat in Reinhardt Fuchs (Einleit. 217—220) nachgewiesen, daß das Relief keineswegs eine Verspottung der Kirchengebräuche sein sollte, sondern nur eine harmlose Darstellung aus der Thiersage war, nämlich ein Todtenamt für den todten oder scheintodten Fuchs.

anderen Charakter gewonnen, auch enthält sie keine wesentlichen Zusätze, durch welche entweder neue Begebenheiten in die erzählte Geschichte, oder neue Betrachtungen in ernster oder satyrischer Weise eingefügt worden wären. Es ist im Ganzen nur ein neues Kapitel, das letzte, hinzugekommen, welches an sich von keiner Bedeutung für das Ganze ist. Im Uebrigen bewegt sich die Darstellung in den späteren Ausgaben von Kapitel zu Kapitel wie in der ersten*), und es ist in den einzelnen Kapiteln, wenn wir nicht sehr irren, kein einziger neuer Absatz hinzugekommen. Die Zusätze, welche die späteren Ausgaben darbieten, bestehen lediglich in Erweiterungen der einzelnen Absätze, meistens gegen das Ende derselben, indem dann der letzte Gedanke noch weiter ausgeführt oder ein neuer verwandter angereiht wird. Die Betrachtung dieser Erweiterungen ist deshalb lehrreich, weil aus ihnen die Eigenthümlichkeit Fischart's recht sichtbar wird. Wenn nämlich auch das ganze Buch von einem Hauptgedanken getragen wird, und so auch jedes Kapitel seinen besonderen Zweck und seine besondere Tragweite hat, so daß sich ein gewisser logischer Gang nicht verkennen läßt, den keine Dichtung, selbst die phantasiereichste, entbehren kann; so überläßt sich dagegen Fischart in der Ausführung auf das Vollständigste den Eingebungen seiner immer geschäftigen Phantasie, die ihm bei jedem Wort, das er nieder-

*) Die Ausgabe von 1575 zählt zwar 57 Kapitel, die von 1582, weil in derselben schon ein Kapitel am Ende beigefügt ist, 58, während die von 1590 deren wieder nur 57 hat, obgleich sie auch das hinzugefügte enthält. Dies kommt aber daher, daß in den beiden ersten Ausgaben die Kapitel unrichtig gezählt sind, indem die Zahl 25 aus Versehen übersprungen ist. Es hat also die Ausgabe von 1575 in der That nur 56 und die von 1582 nur 57 Kapitel wie die folgenden alle.

schreibt, sogleich alle möglichen Beziehungen zuführt, in denen er es jemals angetroffen hat. Da er nun eine unermeßliche Belesenheit und eine außerordentliche Masse von Kenntnissen in jeder Wissenschaft besitzt und diese ihm wegen seines erstaunlichen Gedächtnisses jeden Augenblick zu Gebote stehen, so ist es begreiflich, daß sich ihm stets eine Menge solcher Beziehungen aufdrängt. Statt daß er sie aber im Interesse der künstlerischen Gestaltung zurückdrängte, hält er sie vielmehr fest, dies um so mehr, wenn sie ihrerseits wiederum neue Gedankenreihen in ihm erwecken, die er auf dieselbe Weise in seine Darstellung einfügt.

Ferner ist Fischart unerschöpflich an geistreichen und witzigen Einfällen, welche die geringfügigste Veranlassung in ihm erweckt. Auch von diesen weist er keinen einzigen zurück, selbst dann nicht, wenn er zu dem dargestellten Gedanken in kaum merklicher Beziehung steht, selbst dann nicht, wenn er zu diesem den vollsten Widerspruch bildet. So finden sich in dem vortrefflichen Lob der Frauen (5tes Kapitel) mitten unter den schönsten Schilderungen des weiblichen Gemüths und der Thätigkeit der Hausfrau die beißendsten Bemerkungen über die Unbeständigkeit, den Leichtsinn, die Geschwätzigkeit der Weiber, wodurch der Eindruck jener schönen tiefgefühlten Stellen voll Innigkeit vollständig vernichtet werden müßte, wenn man nicht fühlte, daß diese satyrischen Bemerkungen nicht so bös gemeint, daß sie ein Ausfluß seines schalkhaften Humors sind, der den Ernst gern mit heiterm Scherze verbindet.

Durch dies Alles wird die Darstellung freilich im höchsten Grade ungeordnet und willkürlich; es wird das Verschiedenartigste an einander gereiht und es entschwindet aller logische Gedankengang. Der Leser wird in einen Strudel von Gedanken geworfen, den er nur mit Mühe bewäl-

tigen kann. Wenn es ihm aber gelingt, so findet er sich freilich für die Mühe in hohem Grade entschädigt; denn jeder dieser Auswüchse bietet ihm irgend eine scharfsinnige, geistreiche oder satyrische Beziehung, erinnert ihn an irgend einen bedeutenden Gedanken oder an irgend eine interessante oder merkwürdige Thatsache, oder erweckt in ihm eine heitere Stimmung, die ihm ein Lächeln entlockt, auch wohl zum herzlichen Lachen reizt.

Fischart hätte seine Natur verläugnen müssen, wenn er bei der Durchsicht seiner Schriften nicht in eben derselben Weise verfahren wäre. Wenn er sie zum Behufe eines neuen Abdrucks wieder durchlas, sprangen ihm tausend neue Beziehungen entgegen, die ihm bei der ersten Bearbeitung entgangen waren, und da auch diese geistreich oder von komischer Wirkung waren, so nahm er sie eben so unbedenklich auf, als die ersten. Eine genaue Vergleichung der ersten Ausgabe des Gargantua mit den folgenden zeigt auf das Unzweifelhafteste, daß die ziemlich zahlreichen Zusätze meist auf die angegebene Weise entstanden sind. Andere bestehen darin, daß er die angeführten Beispiele, Anspielungen, Gleichnisse u. s. w. vervielfältigte. Daher haben diese Zusätze auch nicht, wie schon gesagt, den geringsten Einfluß auf das Ganze als solches, ja nicht einmal auf die Entwickelung der einzelnen Kapitel.

Um unsern Lesern dies Verfahren zur Anschauung zu bringen, wollen wir ein Paar Beispiele anführen. Im 46sten Kapitel sagt Gimnaste zum Mönch Jan Onkapaunt: „Du bist ein edler, edeler lustiger kleiner Monachus. Ain strenger Klostermaier gilt nicht zwei faul Aier, aber ausserhalb gilt er dreissig halb.“ Und nun fällt ihm bei den Eiern der Kriegsheld Schweppermann bei, und er fügt sogleich hinzu: „Jederman ain Ai, hie vnserm Schweppermann zwai.“

Dies steht schon in der ersten Bearbeitung. Im 10. Kapitel hat die erste Ausgabe folgenden Satz: „Badet das arm Kindlein auff Spartanisch in Wein ab." In den folgenden fügt er hinzu: „nicht wie die Teutschen auff eim Tieffen Schilt im kalten Rhein! Wein, Wein, das kann ein Bad sein!" Wir haben des Raums wegen nur kurze Beispiele angeführt, aber auch diese werden hinreichen, erstlich die Eigenthümlichkeit seiner Gedankensprünge und zweitens das Verhältniß der ersten und der nachfolgenden Bearbeitungen anschaulich zu machen. Beides erscheint übrigens schon im Titel des Werks, das wir deshalb in seinen drei Gestalten mittheilen. Wir legen hierbei den Titel der letzten Ausgabe (1590) zum Grunde; die Zusätze, welche sich in der ersten (1575) noch nicht vorfinden, sind eingeschlossen, und diejenigen, welche auch in der zweiten (1582) noch nicht vorkommen, sind mit gesperrter Schrift gedruckt; die Abweichungen sind ebenfalls eingeschlossen, aber in eckigen Klammern; Verschiedenheiten der Orthographie sind unbezeichnet gelassen.

„Affentheurliche Naupengeheurliche Geschichtklitterung [Affenteurliche vnd Vngeheurliche Geschichtschrift 1575] Von Thaten vnd Rhaten [Vom Leben rhaten vnd Thaten 1575] der vor (kurtzen) langen (vnd je) weilen Vollenwolbeschreiten Helden vnd Herren Grandgoschier Gorgellantua [Grandguster Gargantoa 1575 und 1582] vnd (deß deß Eiteldurstlichen durchdurstlechtigen Fürsten) Pantagruel (von Durstwelten) Königen zu Vtopien, (Jederwelt [Jedewelt] 1582) Nullatenenten vnd Nienenreich (Soldan der Neuen Kannarien, Fäumlappen, Dipsoder, Dürstling vnd Oudissen Inseln: auch Großfürsten im (Finsterstall vnd) Nubel Nibel Nebelland, Erbvogt auff Nichilburg, vnd Niederher-

ren zu Nullibingen, Nullenstein und Niergendheym). Etwan von M. Frantz (Francisko 1575) Rabelais Frantzösisch entworffen: Nun aber vberschrecklich lustig in einen Teutschen Model vergossen [lustig auff den Teutschen Meridian visirt 1575] vnd ungefärlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, (in vnser Mutter lallen vber oder drunder gesetzt [vertirt 1575]. Auch zu disem Truck wider auff den Ampoß gebracht vnd dermassen mit Pantadurstigen Mythologien oder Geheimnus deutungen [dermassen Pantagruelisch 1582] verpossełt, verschmidt vnd verdängelt, daß nichts ohn das (ein 1582) Eisen Nist dran mangelt). Durch Huldrich Elloposkleron [Reznem 1575]): Si laxes erepit, si premas erumpit [Si premas erumpit, si laxes effugit 1575]. Zu Luck entkriechts: Ein Truck entziechts. Im Fischen Gilt's Mischen. Gedruckt zu Grensing im Gänsserich) 1590. [Anno 1.5.7.5.—1582.]

Der „Gargantua" ist die Bearbeitung des ersten Buchs des Rabelaisschen Werks: „La Vie de Gargantua et de Pantagruel," welches Fischart mit einigen gleich anzuführenden Abweichungen von Kapitel zu Kapitel seinem wesentlichen Inhalt nach frei übersetzte und in der oben bezeichneten Weise bald mehr bald weniger erweiterte. Doch stimmen die Kapitel nicht ganz überein, indem Fischart aus dem dritten Kapitel des Rabelais vier bildet (das 3te, 4te, 5te und 6te), dagegen aber das 48ste und 49ste, sowie das 55ste, 56ste und 57ste je in eines zusammenzieht. Die Erweiterungen sind in der ersten Hälfte meist sehr bedeutend, so zum Beispiel im achten Kapitel (das Truncken Gespräch, bei Rabelais „Le propos des beuveurs"), das in der deutschen Bearbeitung beinahe zehnmal größer ist als im französischen Vorbild. Die Kapitel der letzten Hälfte bewahren dagegen meistens den Charakter einer Uebersetzung, ob sie

gleich auch nicht arm an Zusätzen sind, die jedoch zum größern Theil nur geringen Umfang habe.

An der Erfindung also hat Fischart keinen Antheil, eben so wenig hat er die Tendenz des Werks bestimmt; Beides ist das unstreitige Eigenthum des französischen Satyrikers, weshalb wir uns hierüber kurz fassen können und nur so viel zu berichten haben, als nöthig ist, um unsere Leser mit dem Gang der Erzählung und der Absicht bekannt zu machen, welche Rabelais und ihm nachfolgend Fischart mit der Geschichte verband. Gargantua, Sohn Grandgusiers und Gargamellas, erblickte das Licht der Welt, nachdem ihn seine Mutter eilf Monate im Leibe getragen. Sie genas von demselben doch noch früher, als es vielleicht geschehen wäre, weil sie eine solche Masse Kutteln genoß, daß ihre Niederkunft dadurch befördert wurde, die aber auf wunderbare Weise durch das Ohr Statt fand. Sobald das Kind „eroret" war, schrie es: „zu saufen! zu saufen!" was den Vater so erstaunte und erfreute, daß er ausrief: „Wie hast du so eine große!" (nämlich Gurgel) weshalb das Kind Gargantua oder Gorgellantua genannt wurde. Dessen Durst war in der That so groß, daß es unmöglich war, genug Säugammen für ihn aufzutreiben, daher siebenzehn tausend und dreizehn Kühe*) zu seiner Ernährung herbeigeschafft wurden. Als er größer geworden war, brauchte er fünftehalb hundert Ballen rohe Osnabrücksche Leinwand zu seinem Hemd und für andere Kleider im Verhältniß. Seine erste Jugendzeit brachte er zu mit Trinken, Essen

*) In allen Ausgaben heißt es „tausend siebenzehn dreizehn Kühe". Vermuthlich war dies in der ersten Ausgabe ein Druckfehler, und bei den neuen mag Fischart gedacht haben wie Goethe von dem berühmten siebenfüßigen Hexameter in „Hermann und Dorothea": „So mag die Bestie stehen bleiben."

und Schlafen, mit Essen, Schlafen und Trinken, mit Schlafen, Trinken und Essen zu. Seine übrigen Beschäftigungen übergehen wir; nur so viel bemerken wir, daß der junge Gargantua in Allem, auch in Unfläthérei groß war. Endlich wurde ihm ein Lehrer gegeben, der gelehrte Herr Trubald Holofernes, dessen Unterricht er 19 Jahre lang genoß, ohne Etwas zu lernen, nicht weil er zu dumm gewesen wäre, sondern weil der Lehrer ihm bei seiner pedantischen Methode nur das Gedächtniß mit unnützen Dingen beschwerte. Als sein Vater es endlich inne ward, gab er ihm einen andern Lehrer, den Ehrenbrecht Kindlob von Arbeitsteg, sonst genannt Panocrates, mit dem er ihn nach Paris schickte. Auf dem Wege dahin und in Paris zeigte Gargantua seine ganze Ungeschlachtheit; so raubte er die Glocken von Notre Dame, um sie seinem riesigen Reitthier anzuhängen. Nachdem er eine Zeit lang das wüste Studentenleben mitgemacht, suchte ihn sein Zuchtmeister auf bessere Wege zu bringen; er ließ ihm durch einen geschickten Arzt eine Purganz geben, die Alles abtrieb, was er bis dahin bei seinen früheren Lehrern gelernt hatte, so daß er fähiger wurde, einen bessern Unterricht mit Erfolg zu genießen. Es wurde Nichts versäumt, um seinen Geist und Körper auszubilden. Unterdessen hatte Pichogrol, König von Lerne, mit Gargantua's Vater einen Krieg begonnen und dessen Land verwüstet; nur ein Mönch, Jan Onkapaunt, widerstand den Feinden siegreich. In seiner Bedrängniß schrieb Grandguster seinem Sohne, ihm zu Hülfe zu eilen. Kaum war dieser auf den Kriegsschauplatz gekommen, als Alles eine andere Gestalt gewann. Er schlug den Feind, wobei der Mönch wiederum die größte Tapferkeit an den Tag legte. Um ihn zu belohnen, stiftete Gargantua eine Abtei, die er ganz nach dessen Wunsch einrichtete.

Hiermit schließt das erste Buch des Rabelais und die Bearbeitung unseres Fischart. Es läßt sich schon aus dieser kurzen Uebersicht erkennen, was der französische Satyriker und nach ihm der deutsche Bearbeiter dabei für eine Absicht hatten und wie sie diese im Einzelnen verfolgten. Das Ganze ist eine witzige Verspottung der Ritterromane mit ihren zahllosen und alle Wahrscheinlichkeit überschreitenden Abenteuern, zugleich aber auch eine bittere Satyre auf das rohe Leben der damaligen Zeit und insbesondere der höheren Stände. Jedes Kapitel behandelt irgend eine Seite des damaligen Lebens und schildert sie mit den lebendigsten Farben. Schon gleich am Anfang werden die Thorheiten der Genealogien und Stammbäume verspottet, worauf wir mitten in das wüste und rohe Treiben des Adels und der Fürsten eingeführt werden, denen Keller und Speisekammer das Höchste war. Die Erzählung von Gargantua's Geburt, die Schilderung seiner Kindheit und Jugend, erinnern an die Lügenmärchen, namentlich an den „Finkenritter", den Fischart im Gargantua mehrmals anführt, und insbesondere an die Ritterromane; doch enthalten diese Stellen auch manche Seitenhiebe auf die damaligen Lebensverhältnisse, welche in den folgenden Kapiteln bis beinahe gegen das Ende ausschließlich dem bittersten und witzigsten Spott Preis gegeben werden. Zuerst wird die damalige unsinnige Tracht lächerlich gemacht, die eben so kostspielig als unpassend und sogar auch unzüchtig war. Hierauf werden die Embleme, Wappendevisen und dergleichen Unsinn verspottet, der im 16. und auch noch im 17. Jahrhundert allgemein verbreitet war, und den in unsern Tagen der General von Radowitz wieder aufzuwärmen suchte. Vortrefflich sind die folgenden Abschnitte über die Kinderziehung und den damaligen Unterricht, dessen Pedantismus vortreff-

lich geschildert wird. Der Supermagister Trubold Holofernes „lehrt unser Strotzengurgelchen sein Namenbüchlein, sein Abecetäflein, das grosse Lehrprett, damit Hercules seinen Lehrmeister Linum todt schlug (setzt er witzig und bezeichnend hinzu), gar schnell, das ers im sinn und außwendig, hinder sich vnd für sich kont, wie die Segmüller." Und dazu brauchte er nur fünf Jahre und drei Monate. Dann lehrte er ihn den Donat, Facetus, Theodolatus und Alanus, was der gelehrige Schüler schon nach 13 Jahren 6 Monaten und zwei Wochen vollständig inne hatte. Das Schreiben, die Nomenclatur und Spracherklärung u. s. w. nahm weitere 18 Jahre 11 Monate in Anspruch. Dieser ganze Abschnitt, in welchem wir auch mit den damals gebräuchlichen Lehrbüchern bekannt gemacht werden, ist für die Geschichte der Pädagogik von großer Wichtigkeit. Fischart charakterisirt diese geistestödtende Unterrichtsmethode, die aus den vorreformatorischen Zeiten stammte, aber von den Jesuiten noch mehr entwickelt wurde, mit wenigen und derben, aber vollkommen wahren Worten. Gargantua's Vater, heißt es im achtzehnten Kapitel, freute sich über den Fleiß seines Sohnes; aber er sah auch ein, daß dieser „nichts zu höhrer Kunst Verstandt fortstieg, sondern nur wüchse wie ein Eselsohr in eim Nnglinhafen, je länger, je närrischer, ward mit gewalt zu einem Stockfisch, Blatepsel, Tölpel, Fantasten vnd sonst nicht fast." Und als er sich bei einem guten Freunde hierüber Raths erholte, „gab ihm der zu verstehen, daß ihm schier nutzer war, nichts zu lernen, als zu lernen, das jhm nichts nutz war. Denn", sagte er, „was sind dieser Fretter Künste als Kuntzenwerk und Kühdunst; jhr Weißheit ist Schmeißheit, jhr Klugheit Lugheit, damit sie die Kinder, wie mit den Winterhändschuhen schrecken, die Gute Edele Geister verbastarten und

die gantze Blüthe der Jugend vergifften, ersticken, erfrören und versehren." Der Aufenthalt Gargantua's an der hohen Schule zu Paris giebt Gelegenheit, das wilde und wüste Studentenleben zu zeichnen und zugleich ein Bild von der Art und Weise zu geben, wie unter dem Einfluß der Scholastik die Wissenschaften auf den Universitäten gelehrt und betrieben wurden. In den zwei folgenden Kapiteln wird nun berichtet, wie Gargantua unter der Anleitung seines neuen Lehrers studiert, und dies giebt Veranlassung, neue Ansichten über Methode und Umfang des Unterrichts auf den Hochschulen zu entwickeln. Wir müssen uns billig wundern, wie sowohl Rabelais als besonders Fischart, der gerade hier viel von dem Seinigen dem französischen Vorbilde zufügt, hoch über ihrer Zeit stehen, und mit welch prophetischem Geist sie die erst nach zwei Jahrhunderten und mehr erfolgte Umgestaltung des öffentlichen Unterrichts geschildert haben. Ja, es ist auch jetzt noch nicht Alles erreicht, was sie bei ihrem Gargantua durchführen ließen. Während zu ihrer Zeit der ganze Unterricht keine Rücksicht auf die Bedürfnisse des Lebens nahm, ist es heut zu Tage umgekehrt: man soll für das Leben und nicht für die Schule lernen, ist das immer wiederklingende Motto unserer heutigen Pädagogen. Rabelais und Fischart waren verständiger: sie wollten allerdings, daß der Unterricht praktischer, für das Leben brauchbarer werde; aber sie waren weit entfernt, das praktische Element des Unterrichts für das einzige, ja nur für das höchste zu halten, vielmehr halten sie die Bildung des Geistes und Herzens nächst der Stärkung und Uebung des Körpers für die erste und wesentlichste Aufgabe des Unterrichts, daher sich ihr Gargantua mit Musik und Gesang, mit dem Studium der alten Klassiker beschäftigen, ja selbst in der Dichtkunst versuchen mußte.

In der zweiten Hälfte des „Gargantua" tritt die Verspottung der Ritterromane mit ihren abgeschmackten Abenteuern wieder in den Vordergrund; erst gegen das Ende richtet sich die Satyre von Neuem gegen ein bestimmtes Lebensverhältniß und zwar gegen das Mönchswesen. Wenn dies auch schon im Original und zwar ganz vortrefflich vorgezeichnet war, da Rabelais, der selbst ein Mönch war und das Mönchsthum haßte, manche Züge aus der lebendigen Erfahrung entnommen hatte, so entsprach der Gegenstand doch so ganz dem Geiste Fischarts, daß er ihn mit besonderer Vorliebe behandelte. Gargantua stiftet, wie wir schon wissen, ein neues Kloster und zwar nach dem Plane des streitbaren und kampflustigen Mönchs Jan Onkapaunt. Vorher hatte er ihn zum Abt verschiedener Klöster machen wollen, aber Jan hatte es ausgeschlagen; er wolle, sagte er, kein Mönchsamt haben, das weder zum Himmel noch zur Erde gehöre. Er wolle ein Kloster haben, das mit den Carthäusern, Bettelorden, Jesuiten u. s. w. Nichts gemein habe, sondern ein „Muster von aim Freyen, Guteigenwilligen und Willigmutigen Orden sei". Sein Kloster dürfe keine Mauern haben, denn man sollte eigentlich nur Schelme, Huren und Buben vermauren. Auch solle drin Alles verrichtet werden, wann und wie es sich am besten schicke, daher kein Uhrwerk, Stundenglas u. s. w. angebracht werden solle, nach dem man sich skavisch richten müsse. Ferner solle Jeder nach Belieben wieder austreten können, und die Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams sollten nicht abgelegt werden, vielmehr ward bestimmt, daß jeder Bruder mit Ehren heirathen, mit gutem Gewissen reich werden und vernünftige Freiheit gebrauchen dürfe. „Wie die ander Mönche, die Eheliche keuschheit verschwören," sagte der ehrliche Jan, „also

hingegen wollen wir keusche Ehrlichkeit ehren, und unehelicher unkeuschheit mit zeitiger Vermählung wehren. Item wie jene den kopff auff die Schultern hencken, und wie die Kircheneulen finstere Augen machen, also wollen wir den mut innerlich sencken und das Haupt gen Himmel erheben, daher unser Erlösung kommt. Item, wie jene jhr eigen Gut verlassen, daß sie von anderer Leut gut prassen, also wollen wir unser eigen gut behalten, daß wir anderer Leute Gut und Stewren nit bedürffen, sondern noch andern zu geben haben." Die Schilderung der Klostergebäulichkeiten übergehen wir; wir erwähnen nur, daß über dem Haupteingang eine Inschrift angebracht wurde, in welcher es hieß, daß der Eintritt allen Heuchlern, Korallenzählern, Paternosterquelern, Kuttensudlern, Ablaß- und Tractätleinverkäufern, mit einem Worte, allen Judasbrüdern verboten sei, weil sie die Guten vergiften würden.

Wir haben schon angedeutet, daß Fischart sein Vorbild nicht bloß erweitert, sondern daß er auch hie und da selbstständig erfindet. Nächst der „Truncken Litaney", die zwar schon bei Rabelais vorkommt, aber von Fischart gänzlich umgearbeitet worden ist und, wie oben erwähnt, bei ihm in einem weit größeren Umfang erscheint, als bei Rabelais, sind das dritte, vierte und fünfte Kapitel ganz Fischarts Eigenthum, da ihnen nur wenige Zeilen im dritten Kapitel des französischen Werks entsprechen. Das dritte und vierte Kapitel: „Grandgusiers Diät" und „Grandgusiers Küche, Kasten und Keller" sind gleichsam Vorbereitungen und Einleitungen zum „Trunkenen Gespräch" und vollenden das Bild, das in diesem von dem wüsten Treiben bei Trinkgelagen gegeben wird. Daß dieses Gespräch ein Meisterstück der Darstellung ist, das nur einem Fischart gelingen konnte, weil kein Anderer diese unerschöpfliche Quelle von Einfäl-

len, kein Andere diese umfassende Kenntniß des Volkslebens in seinen verschiedensten Aeußerungen besaß, das ist schon vielfältig gesagt und wiederholt worden. Die Schilderung der Saufgelage, haben wir an einem andern Ort gesagt, ist mit vollendeter Meisterschaft durchgeführt, indem nach und nach die abwechselnden und sich doch immer gleich bleibenden Situationen einer lärmenden Trinkgesellschaft vorgeführt werden, die, von leichtsinnigem Uebermuth und von feurigem Wein erfüllt, vom Gespräch zu Gesang übergeht in den tobendsten Jubel verfällt, bis allmählich die Kraft zu sprechen, zu singen und zu schreien versiegt. Schon der Anfang zeigt, mit welcher Sicherheit Fischart den tobenden Wirrwarr eines solchen Saufgelags zu fassen versteht, daß wir, wenn uns auch darob der Kopf zu wirbeln beginnt, dennoch den Faden der fortschreitenden Entwickelung nicht verlieren.

Wenn es eben nicht schmeichelhaft für die Deutschen ist, daß Fischart in der Darstellung solcher Rohheit den Franzosen weit überbieten konnte, so dürfen wir uns dagegen freuen, daß es ihm auch in der Darstellung des Ehestands gelang, welchen zu schildern Rabelais nicht einmal versuchte. Es ist dieser Abschnitt eben so meisterhaft ausgefallen, als der eben erwähnte und zeugt zugleich von der tiefen Gemüthlichkeit und der sittlichen Gesinnung des Verfassers. Wir glauben gerne, was Flögel erzählt, es habe ihn einst ein Hagestolz versichert, daß er gewiß geheirathet haben würde, wenn er diese begeisterte Empfehlung des Ehestandes früher gelesen hätte. Denn in der That, es läßt sich derselbe nicht eindringlicher, nicht überzeugender empfehlen, weil Fischarts Darstellung aus der tiefsten Kenntniß des weiblichen Gemüths hervorgegangen ist. Wenn es ein Verdienst und eine Kunst ist, irgend ein Verhältniß oder einen

Zustand in wenigen Zügen so kräftig und wahr zu zeichnen, daß es in anschaulicher Klarheit hervortritt, so ist es wohl auch ein eben so großes, alle Züge, auch selbst die unscheinbarsten, zu sammeln, wenn sie nur charakteristisch sind und das Gemälde vollenden helfen. Dieses Verdienst hat Fischart in einem Umfang, wie es sich vielleicht bei keinem andern Schriftsteller findet; in seiner Schilderung des ehelichen und häuslichen Lebens, der Beziehungen des Mannes zur Frau und umgekehrt, liegt ein Reichthum von Beobachtungen, die von dem tiefsten psychologischen Scharfblick zeugen. Es ist begreiflich, daß diese zahlreichen Züge sich nicht sämmtlich bei jeder Frau vorfinden, aber sie liegen sämmtlich im weiblichen Charakter begründet, sie sind alle von der höchsten Wahrheit. Hätte Fischart einen individuellen Charakter darstellen wollen, so wäre seine Schilderung allerdings fehlerhaft; aber das wollte er nicht, vielmehr hatte er die Absicht, das Wesen des Weibes und des weiblichen Gemüths an sich und in allen seinen Erscheinungen zur Anschauung zu bringen, und dies ist ihm allerdings auf unübertreffliche Weise gelungen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein Gemälde gerade dadurch alle Anschaulichkeit verliert, wenn der Dichter die einzelnen Züge allzu sehr anhäuft; es hat damit die nämliche Bewandtniß wie mit einem Fernrohr: je näher man die Gegenstände vermittelst desselben dem Auge bringt, desto undeutlicher werden sie. Aber obgleich Fischart die größte Menge von einzelnen Zügen zu seinem Gemälde vereinigt hat, so hat er ihm doch durch die glückliche Anordnung und das gleichsam epische Fortschreiten derselben die größte Anschaulichkeit gegeben, und darin seinen künstlerischen Sinn vollständig beurkundet.

Wenn schon Fischart bei der Nähe Frankreichs gewiß immer

an den Zuständen dieses Landes Antheil nahm, dessen Geschicke auch auf Deutschland und insbesondere auf Straßburg Einfluß hatten, so mag doch seine Beschäftigung mit Rabelais und der französischen Literatur ihn noch mehr bewogen haben, dem Nachbarlande fortgesetzte Aufmerksamkeit zu schenken. In der That ließ er seitdem eine Reihe von Schriften erscheinen, welche Frankreich betreffen, von denen zwei sogar noch in dem nämlichen Jahre gedruckt wurden, in welchem der „Gargantua" veröffentlicht wurde. Die erste heißt: „Réveille Matin. Oder Wacht frü auf. Das ist Summarischer vnd Warhafter Bericht von den verschinenen, auch gegenwärtigen beschwärlichen händeln in Frankreich, den Franzosen vnd andern genachbarten Nationen zu gutem. Gesprächsweise gestellet vnd verfasset. Durch Eusebium Philadelphum Cosmopolitam. Jetzunder aber aus dem Französischen ins Teutsch gebracht. Durch Emericum Lebusium. Getruckt zu Edimburg, bei Jacobo Jammeo. ANNO M.D.LXXV." So interessant und historisch wichtig diese Schrift auch ist, da sie die Zustände in Frankreich während der Religionsunruhen schildert, so würde sie uns doch hier nicht weiter berühren, da sie eine bloße Uebersetzung ist, wenn sich nicht ein Reimstück von Fischart darin vorfände, in welchem er seine protestantische Gesinnung auf das Unzweifelhafteste ausspricht und zugleich seinen praktischen Blick offenbart. In dem ersten: „An jedes Aufrecht Redlich Teutsch geplüt vnd gemüt. Huldrich Wisart", mahnt er seine Landsleute wachsam zu sein. Die Worte, welche er ihnen zuruft, sind auch jetzt noch anwendbar:

„Der Herr, des Wacht das Haus verwacht,
Geb auch disselbig macht,
Das jr bei zeit vnd fru erwacht;

Halt Fruwacht tag vnd nacht.
Denn wens Nachbarn Haus prent vnd kracht,
So hab deins Haus auch acht!"

Die zweite der obenerwähnten Schriften hat den Titel: Offenlichs vnd inn warhait wolgegrunt Ausschreiben der vbel befridigten Stånd inn Frankreich, die sich Mal-Content nennen: Inhaltend die wunderlich Beschreibung des Lebens, verhaltens, Tuns vnd wesens der Catharina von Medicis, der neulich vnd nun Regierenden König inn Frankreich Mutter. Darinnen gruntlich weis vnd weg, dadurch sie sich inn die Regirung des Reichs eingeschlaifet, auch solche noch alleweil zu verterb vnd vntergang desselbigen stat vnd wolfart vnrechtmäßig vorhält, beschriben wirt. Aus dem Französischen inn Teutsch gepracht durch Emericum Lebusium." (O. O. u. J.) Auch diese Uebersetzung ist für uns nur deshalb von Bedeutung, weil ihr ebenfalls einige Gedichte beigefügt sind: „An Ehr vnd billicheit liebende Leser. Etlich Sonnet. Huldrich Wisart." Sie sind gegen die Königin Katharina von Medicis unseligen Andenkens gerichtet, die damals gegen die Protestanten grausam wüthete, und enthalten eine scharfe aber wahre Charakteristik derselben, so wie eine Aufforderung an die Franzosen, ihrer Tyrannei ein Ende zu machen. Diese Sonnette verdienen aber auch schon deshalb Erwähnung, weil sie zu den ersten Versuchen in dieser den Italienern nachgebildeten Form gehören.

Ein anderes Reimstück, welchem er einen Holzschnitt als Erklärung beifügte: „Ain Gewisse Wunderzeitung von einer Schwangern Judin zu Binzwangen, vir meil von Augspurg, welche kurzlich den 12. Decembris des nächst verschinenen 74 Jars, an statt zwaier Kinder zwai leibhafte Schweinlin oder Färlin gepracht hat", kennen wir nicht,

was wir um so mehr bedauern müssen, als sich daraus ersehen ließe, wie Fischart solche Wundergeschichten auffaßte. Wahrscheinlich schenkte er ihnen vollen Glauben, denn, wenn er in den meisten Beziehungen auch hoch über seiner Zeit stand, so war er doch, wie wir später uns überzeugen werden, hierin so befangen, wie alle seine Zeitgenossen.

Das Jahr 1576 war nicht weniger fruchtbar als das vorhergehende, und auch dieses bietet einige Erscheinungen, die allein hinreichen würden, ihm eine der ersten Stellen unter den Dichtern seiner Zeit anzuweisen. Von hoher Vortrefflichkeit ist namentlich „Das Glückhafft Schiff von Zürich. Ein Lobspruch, von der Glücklichen vnd Wolfartigen Schiffart, einer Burgerlichen Gesellschaft aus Zürich, auff das außgeschriebne Schiessen gen Straßburg den 21. Junij des 76. jars, nicht vil erhörter weis vollbracht. Dazu eines Neidigen Verunglimpffers schantlicher Schmachspruch, von gedachtem Glückschiff: Sampt desselbigen Notwendigem Kehrab ist gethan worden (Holzschnitt) Sal. iij. Sein zeyt hat bawen vnd die freůd, Sein zeyt hat brechen vnd das leyd. Fürnemlich aber hat sein zeyt Schweigen vnd Reden, Frid vnd Straitt." Dieses Gedicht, das wahrscheinlich kurz nach einander zwei Auflagen und einen Nachdruck erlebte, ist ohne Vergleich die beste Erzählung, welche das ganze 16. Jahrhundert hervorbrachte. Wenn es dem späteren Zinckgref, der es in seiner Ausgabe der Opitzischen Gedichte erwähnte, schon zu viel nach der alten Welt und der Fleiß darin nicht mit der Natur vermählt zu sein schien, so ist dies nur ein Beweis, wie wenig man damals das ächt Volksthümliche zu fassen und zu schätzen wußte, und wie sehr die wahre Natur aus der Poesie verschwunden war. Denn gerade die volksthümliche Kraft und das nationale Bewußtsein, das sich im „Glückhafften Schiff"

ausspricht, und die lebensvolle Wahrheit, die es belebt, geben dem Gedicht einen unvergänglichen Werth. Es enthält die Schilderung der Schifffarth, welche eine Anzahl Zürcher Bürger im J. 1576 nach Straßburg unternahm, um dem dortigen Freischießen beizuwohnen. Diese Fahrt war zu ihrer Zeit dadurch berühmt geworden, daß die Zürcher den langen Weg auf der Limmat und dem Rhein in einem Tage zurücklegten und einen Hirsebrei noch warm nach Straßburg brachten, „Zu zeigen an, das, wie sie könnten Den Hirß warm liefern an ferrn enden, Also waren sie allzeit gwärtig, Zu dienen jren freunden färtig." Dies hatte eben den patriotischen Straßburger begeistert; er fühlte, wie wichtig die Freundschaft so thatkraftiger Männer, wie die Eidgenossen, für seine geliebte Reichsstadt sei, und er verband daher mit seinem Gedichte die Absicht, seinen Mitbürgern die Begeisterung mitzutheilen, die er für jene empfand. Fischart erscheint hier von einer ganz andern Seite, als in seinen bisherigen Schriften, und doch bleibt er sich in der That gleich; denn was ihm seine bittersten Invekliven gegen die Mönche und das Mönchsthum, im „Dominikus", seine beißende Verspottung der falschen Gelehrsamkeit, im „Gargantua", oder des Prognosticirens in der „Praktik" eingab, war im Grund nur das lebendigste Gefühl für wahre Größe, und dieses nämliche Gefühl belebt auch das „Glückhafft Schiff". Aber hier spricht er es nicht durch Schilderung des Gegensatzes aus, wie in jenen Werken, sondern vielmehr indem er uns ein Bild nachahmenswerther Tüchtigkeit vor die Augen führt und es mit aller Gluth seiner kräftigen Seele schildert. Daher ist die Darstellung nicht bloß würdig und voll des tiefsten Ernstes, sie erhebt sich sogar zum höchsten lyrischen Schwung, der ihn auch in den beschreibenden Stellen nicht verläßt.

Schon der Anfang ist vortrefflich. Man liest, daß Xerxes das Meer geißeln ließ, weil seine Flotte von den Griechen geschlagen worden; die Beherrscher Venedigs wollen sich die See günstig machen, indem sie sich mit ihr vermählen; aber es giebt ein besseres Mittel, sich das widerstrebende Element zu unterwerfen. „Das ist: handvest Arbeitsamkeit Vnd standhafft unverdrossenheit". Die ganze Stelle ist so vortrefflich, daß wir bedauern, sie nicht vollständig aufnehmen zu können, aber wir können den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte dieselbe in jedes für die Jugend bestimmte Lesebuch aufgenommen werden. Die junge Zürcher Mannschaft, fährt er fort, hat durch dieses Mittel die Limmat und den Rhein besiegt, und so unglaublich es scheint, so ist es doch keine Fabel, und ihre That verdient daher, den spätesten Geschlechtern überliefert zu werden. Die hierauf folgende Schilderung der Fahrt ist von großer Schönheit. Der Gedanke, die Fahrt der Zürcher Schützen als einen Wettkampf mit der Sonne darzustellen, die sich von den jungen Gesellen nicht will einholen lassen und diesen daher allerlei Schwierigkeiten erregt, ist freilich kühn, aber der Dichter hat ihn mit großer Meisterschaft durchgeführt, und seine Dichtung hat gerade dadurch außerordentlich an Lebhaftigkeit und Interesse gewonnen. Auch die Personification der Flüsse, namentlich des Rheins, ist glücklich durchgeführt und trägt zur Anschaulichkeit des Ganzen nicht wenig bei. Die einzelnen Schilderungen sind ohne Ausnahme von großer Wahrheit, so daß das oben angeführte Urtheil Zinckgrefs ganz unbegreiflich erscheint. Die Sprache ist durchweg edel und gewandt, der Ausdruck kräftig und gedrängt. Später sinkt zwar das Gedicht, indem der Aufenthalt der Zürcher in Straßburg mit einiger Breite erzählt wird; dagegen ist der Schluß wieder in hö-

herem Style gehalten und der Dichter spricht seine Begeisterung für die Eidgenossenschaft, seine Liebe zu Straßburg und den Wunsch, daß beide stets in engem Bündniß stehen möchten, in eben so edler als eindringlicher Weise aus.

Wir haben schon erwähnt, daß der Dichter mit der Schilderung der Fahrt von Zürich nach Straßburg, zu der man damals gewöhnlich vier Tage brauchte, und die jene Zürcher Schützen in einem einzigen machten, die Absicht verband, an ihrem Beispiele zu zeigen, was der kräftige Wille, die unverdrossene Thätigkeit und das Zusammenwirken Gleichgesinnter vermöge. Diese Eigenschaften fanden sich zu jener Zeit bei keinem deutschen Stamme so glänzend vereinigt, als bei den Eidgenossen, weshalb Fischart keine Gelegenheit vorübergehen läßt, diese zu preisen und seinen Straßburgern zur Nachahmung anzuempfehlen. Die darauf bezüglichen Stellen gehören zu den schönsten des ganzen Gedichts, wie denn die alte Eidgenossenschaft vielleicht nirgends richtiger aufgefaßt und würdiger charakterisiert worden ist.

Zu solcher Höhe der Anschauung konnte sich freilich der Verfasser des „Schmachspruchs" nicht erheben, dessen Machwerk Fischart seinem Gedicht beidrucken ließ, um ihn nach Gebühr zu geißeln. Jener „Neidige" sah nämlich in der Fahrt nichts weiter als eine gewöhnliche Renommisterei junger Leute, welche sich damit ein Ansehen geben wollten, daß sie einen Hirsbrei noch warm nach Straßburg gebracht hätten, und es ärgerte ihn, daß man darüber so viel Aufhebens machte. Diesen Aerger sprach er in einem Gedichte aus, das eben so gemein gedacht als ausgeführt ist.*)

*) Die Behauptung, daß der „Schmachspruch" speziell gegen Fischarts Gedicht gerichtet ist, erscheint uns unbegründet; wenigstens enthält er keine einzige Stelle, aus der es sich überzeugend nachweisen ließe.

Darüber empört, ließ Fischart seinen „Nothwendigen Kehrab" erscheinen, in welchem er die Gemeinheit des unbekannten Dichters mit den grellsten Farben schildert. Nur läßt er sich von seinem Unwillen zu stark hinreißen, so daß er die poetische Höhe nicht erreicht, die auch in der persönlichen Satyre nicht fehlen sollte, und daß er sich ebendeshalb auch in eine Fluth von Wiederholungen verliert, durch welche das Interesse unendlich geschwächt wird.

Eine andere glänzende Erscheinung des nämlichen Jahres sind seine Psalmen und geistlichen Lieder; sie stehen in dem „Gesangbüchlein von Psalmen, Kirchengesängen vnd geistlichen Liedern D. Mar. Luthers. Auch viler andern Gotseligen Leut: auff das richtigest vnd nothwendigest, inn ain bekömlich Handbüchlein zusamen geordnet, vnd aufs neu vbersehen vnd gemehret zu Strasburg. Bei Bernhart Jobin. M.D.LXXVI."*) Dieser Sammlung, welche Fischart wahrscheinlich besorgte, ist eine gereimte Vorrede vorgesetzt, welche mit den Anfangsbuchstaben seines Namens unterzeichnet ist. Enthält das „Glückhafft Schiff" den vollständigsten Beweis, daß Fischart erhaben sein konnte, so ersehen wir aus den Psalmen, daß er ein tief religiöses Gefühl besaß und daß es ihm um den positiven Glauben ein heiliger Ernst war, wenn er auch von pietistischer Anschauung und Schwächlichkeit weit entfernt war, die sich auch mit seinem kräftigen Geiste nicht hätte vereinigen lassen. Die Sprache der Psalmen ist einfach, klar und von großer Kraft; der Einfluß der Lutherischen Liederdichtung läßt sich eben so wenig in der Darstellung als in der Auffassung verkennen.

*) Das einzig bis jetzt bekannte Exemplar des „Gesangbüchleins ist in London. Aus demselben wurde eine Abschrift der Fischartschen Psalmen genommen, die im Jahre 1849 zu Berlin gedruckt wurde.

Ein drittes Werk, welches Fischart im J. 1576 veröffentlichte, ist folgendes: „Neue Künstliche Figuren Biblischer Historien, grüntlich von Tobia Stimmer gerissen: Vnd zu Gotsförchtiger ergetzung andächtiger hertzen, mit artigen Reimen begriffen, durch J. F. G. M. Zu Basel bei Thoma Gwarin. Anno M.D.LXXVI." Die Reime sind freilich meist nur Reime; von großer Bedeutung ist dagegen die Vorrede, welche mit seinem ganzen Namen unterzeichnet ist. In derselben entwickelt er nämlich seine Ansichten über die Malerei, aus welchen wir ersehen, daß er über diese Kunst nicht weniger reiflich nachgedacht hatte, als über die Musik (S. o. S. 336), und daß er dieselbe von einem höheren Standpunkte betrachtete. Die Kunst, sagt er, kann nur blühen, wo Friede und geistige Bildung herrscht; sie verschwindet mit der Barbarei und unter tyrannischem Druck. Vor Allem aber verlangt er, daß die Malerei nicht bloß nach glücklicher Nachahmung streben, sondern daß sie auch das „Gemüth unterweisen", ihm zu „Weltgescheider weisheit anlaitung schaffen" solle.

Im J. 1577 veröffentlichte Fischart nur ein einziges größeres Werk, das „Podagrammisch Trostbüchlein. Innhaltend Zwo artlicher Schuz-Reden von herlicher ankonft, geschlecht, Hofhaltung, Nuzbarkeit vnd tifgesuchtem lob des hochgeehrten, Glidermächtigen vnd zarten Fräulins Podagra. Nun erstmals zu kitzeligem trost vnd ergetzung andächtiger Pfotengrammischer personen, oder Handkrämpfigen vnd Fusverstrickten kämpffern lustig vnd wacker (wie ein Hund auf dem Lotterbett) boßirt vnd publicirtt. Durch Huldrich Elloposkleron (Holzschnitt) Anno M.D.LXXVII." Es ist dies eine Uebersetzung zweier lateinischer Schriften: „Vom Ursprung der Podagra" von Johannes Carrarius, und „Lob der Podagra" von Wilibald Pirkheimer. Ob=

gleich sich Fischart in dieser Verdeutschung mit aller Freiheit bewegt, so hält er sich im Ganzen doch getreu an seine Vorbilder, namentlich hat er sie nicht nach „seiner fantastengreulichen art" *) „mit Mentzerkletten" **) durchzirt"; und wir haben daher nicht näher auf deren Inhalt einzugehen. Fischart hätte aber seine Natur verläugnen müssen, wenn er nicht auch Eigenes hinzugefügt hätte, und in der That hat er den Uebersetzungen drei eigene kleinere Stücke vorgesetzt. Wir zweifeln nämlich nicht daran, daß die Dedikation, welche das Werk eröffnet, von ihm herrührt, ob sie gleich von dem Buchdrucker, seinem Schwager Jobin, unterzeichnet ist. Dieselbe trägt übrigens ganz den Charakter der damals gebräuchlichen Dedikationen, d. h. sie ist erstens in einem breiten, gespreizten Styl mit langathmigen Perioden geschrieben und zweitens bewahrt sie den Gedankengang, den alle Widmungen der Zeit haben, welche beinahe unveränderlich den Ausspruch irgend eines Philosophen, Gelehrten, Staatsmannes u. s. w. voranstellten und denselben auf den im Buche behandelten Gegenstand bezogen. Das zweite Stück, ein kleines Gedicht mit der Ueberschrift: „Reznem vmb Sulvagwardi des Podagrams" ist dagegen wieder von Fischartscher Laune erfüllt. Er bittet darin das „Zipperlin", ihn zu verschonen, weil er sonst sein Lob nicht bringen könne, auch sei er ja nicht reich, habe daher keinen Anspruch auf seinen Besuch. Er schließt mit der Ermahnung an die Podagristen, sein Büchlein zu lesen, weil sie bei dessen Scherzen ihre Schmerzen vergessen würden. Den nämlichen Gedanken führt das dritte Stück aus, die Vorrede „An alle Podagramsgeduldige und Zip-

*) Vorrede zum „Podagrammischen Trostbüchlein".
**) Titel des „Bienenkorbs".

perlinschuldige", welche nicht weniger launig gehalten ist. Es haben viele Aerzte über das Podagra geschrieben, heißt es darin, aber so viele Mittel es auch gegen dasselbe giebt, so wenig helfen sie, und es bleibt Nichts übrig, als sich „an die weisheitpflanzende, Sölergegende Philosophie zu wenden, welche, wo die arzenei vnd die leibsübung mangelhaft abstånden, dem gemůt dennoch mit jrem weisheitrat zu trost kåme."

Eine åhnliche Produktion ist „Das Philosophisch Ehzuchtbüchlin Oder des Berůmtesten vnd Hocherleuchtesten Griechischen Philosophi, oder natůrlicher Weisheyt erkůndigers vnd Lehrers Plutarchi Naturgescheide Eheliche Gesetz, oder Vernunft gemåse Ehegebott, durch anmuthige lustige Gleichnussen ganz lieblich getractiret. Sammt desselbigen auch Grundlichem Bericht von gebůrlicher Ehrngemåser Kinder Zucht. Darzu noch eyn schönes Gespråch, von Klag des Ehestands, oder wie man eyn Ruhig Ehe gehaben mag, gethan worden. Alles auß Griechischem vnd Lateinischem nun das erstmal inn Teutsche Sprach verwendet. J. F. G. M. Zu Straßburg M.D.LXXVIII." Die Dedikation, welche ebenfalls von Jobin unterzeichnet ist, aber ohne Zweifel auch von Fischart herrührt, ist uns deswegen wichtig, weil der Verfasser darin den Gebrauch der Muttersprache auch in wissenschaftlichen Werken gegen die Pedanten seiner Zeit in Schutz nimmt. Einige Stellen dieser Vorrede erinnern an Lessing, dem bekanntlich vom Hauptpastor Göz zu Hamburg ein Verbrechen daraus gemacht wurde, daß er sich in seinen theologischen Untersuchungen der deutschen Sprache bediene. „Soll denn das gift mehr Kraft haben", fragt Fischart, „wenn man es Teutsch, dan so man es Lateinisch nennet? Soll ein Lateinischer Schulsack wider das vergifften meh als ein Teutscher vermögen?

vnd an den altersgestandenen personen eher vnd mehr wircken als an der Jugend?" Freilich, fährt er fort, liege jenen Pedanten in der That daran Nichts, sondern sie befürchten, ihr Bischen Ansehen zu verlieren, wenn das, was sie wissen, zum allgemeinen Eigenthum wird. „Es mag," heißt es später, „keyn gröser zierd dem Vatterland widerfahren, denn so man sein Sprach übet, schmucket, herfürnutzet, auffnet vnd excoliert. Derhalben so laßt vns nit mehr inn zirung des Vatterlands so vnachtsam sein, daß wir mehr fremde als vnsere eygene äcker baueten, vnd es mit liederlichen Stroen Hüttlin entstellten; — — — so werden wir erfaren, das Gott, der inn allen Sprachen wil gelobt sein, auch inn vnserer Sprach wird wunder wircken." —

Die darauf folgende Uebersetzung von Plutarchs „Ehlichen Ermanungen vnd Gesez" ist mit der größten Liebe bearbeitet, wie man wohl von dem Verfasser des vortrefflichen Lobs der Ehe im „Gargantua" erwarten konnte. Vielleicht hatte die Abfassung dieses Abschnitts ihn angeregt, die schöne Abhandlung Plutarchs zu verdeutschen. Derselben folgt ein „Zusaz aus noch viler anderer Erleuchten vnd Hochgelerten Personen Büchern", welcher allerdings eine Menge von meist vortrefflichen Stellen aus alten vnd neueren Schriftstellern über das eheliche Leben und das Verhältniß der Ehegatten zu einander enthält, aber zugleich eine Reihe von eigenen, nicht weniger schönen Bemerkungen Fischarts darbietet, die von seinem tiefen Gemüth vnd seinem Zartgefühl zeugen. Er kleidet darin seine Gedanken meist in Bilder oder stellt sie in Gleichnissen dar, die eben so schön gedacht als dargestellt sind. Manche derselben hat er freilich andern Schriftstellern entlehnt oder nachgebildet, aber eine große Menge sind von seiner eigenen

Erfindung, und es gehören diese zu den schönsten. Er hat in dieselben auch eines seiner gelungensten Gedichte aufgenommen, das „künstlich vnd lehrreich Tanz-Liedlin", das er „etwan eynem zu hochzeitlichen fräuden gemacht, und in dem thon des Allemant d'amour Tanz gestellet ist"*).

Als Anhang des Ganzen hat Fischart die Uebersetzung eines „Gesprächs zweyer vngleicher Weiber von jren Ehemannen" von Erasmus mitgetheilt, in welchem an einem anschaulichen Beispiel dargethan wird, wie sich das Weib gegen den Mann benehmen müsse, um die Liebe desselben zu gewinnen und zu bewahren.

Die Betrachtung des ehelichen Lebens mußte nothwendig auch seine Aufmerksamkeit auf die wichtige Frage von der Erziehung richten, die er übrigens ebenfalls schon im „Gargantua" behandelt hatte, und so übersetzte er auch Plutarchs „Herrlichen Tractat von der Kinderzucht", dessen reicher und tief gedachter Inhalt noch jetzt wie vor neunzehn Jahrhunderten alle Beherzigung verdient.

Diese Uebersetzungen Fischarts sind ganz vortrefflich und verdienten sowohl wegen des trefflichen Inhalts der übersetzten Schriften als wegen ihrer Darstellung wieder aufgelegt und dem größeren Publikum zugänglich gemacht zu werden. Der Uebersetzer hat sich darin seinem Vorbild soweit untergeordnet, als nöthig war, um dessen Sinn getreu und vollständig wiederzugeben; er hat seine Eigenthümlichkeit zwar nicht verläugnet, aber auch nicht dem Original aufgeprägt; er hat seine seltene Sprachgewalt nur dazu benutzt, die griechische Darstellungsweise in eine deutsche umzubilden. Diese bei Fischart seltene Ueberwindung hat auch in der von ihm beigefügten Abhandlung

*) Es ist in meiner Literatur-Geschichte 2, 28 abgedruckt.

nachgehalten, deren Darstellung daher gar sehr von seiner gewöhnlichen abweicht, ohne daß sie an Kraft und Gediegenheit verloren hätte.

So oft wir die verschiedenen Theile des „Ehezuchtbüchlins" sowie die betreffenden Kapitel des „Gargantua" beherzigten, konnten wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß Fischart um diese Zeit schon verheirathet gewesen sein und das häusliche Leben in allen seinen mannigfaltigen Beziehungen gekannt haben müsse. Denn wenn wir auch die höchste Meinung von dem Reichthum seines Dichtergeistes haben, so setzt schon die fortgesetzte Beschäftigung mit dem Gegenstand voraus, daß er für ihn eine ganz besondere, ihn tief ergreifende Bedeutung gehabt haben müsse; und sodann hat er das häusliche Leben bis in seine einzelnsten Züge mit einer solchen Wahrheit geschildert, die nur aus selbsteigener Erfahrung hervorgehen konnte und so ist es z. B. kaum denkbar, daß die letzte Strophe des schon angeführten „Tanz-Liedlins" von einem habe gedichtet werden können, der den darin ausgesprochenen Empfindungen fern gewesen wäre. Namentlich ist das Ueberwallen des Gefühls des Glücks in den zwei letzten Versen von so hinreißender Wahrheit, daß es aus dem innersten Herzen des Dichters hervorgegangen sein muß.*) In dieser

---

*) Nachdem Fischart den Gedanken durchgeführt, daß Gleichheit des Gemüths bei Eheleuten das wesentlichste Erforderniß sei, schließt er das Gedicht mit folgender Strophe:

Drumb hab ich mir
Meins gleichen eyn erwehlet,
Sie ist die Blum vnd zir,
Vnd nur nach jr :,:
Mus sein mein Herz gestellet,
Von nun an für vnd für.

Ansicht werden wir noch mehr bestärkt durch die „Anmanung zu Christlicher Kinderzucht, vnd nutzung volgender Festfragen. D(urch) J. F. G. M.“, die dem „Catechismus, Christliche vnterrichtung oder Lertafel. Für die gemeine Pfarrherrn, Schulmeister, Hausvatter, Jugent vnd Lerkinder, zu Strasburg vnd auch anderswo. Zu Strasburg. Bei Bernhart Jobin“ beigefügt ist.*) Denn auch dieses Gedicht zeugt von der innigsten Vertrautheit mit dem Verhältniß der Eltern zu ihren Kindern, und wir sind vollkommen mit Vilmar einverstanden, wenn er sagt, daß vielleicht niemals herzlicher, zarter, lieblicher und doch

Sie ist der Klang,
Nach dem ich gang, :,:
Sie ist der Gesang,
Nach dem ich sang; :,:
Sie ist die Lieb, ;,:
In der ich leb;
Sie ist mein Rhu vnd Friden,
Inn der ich rhu auf Erd. :,:
O Gott, geb du eym jden,
Das jm sein Eva werd.

*) Wir haben nach Gödeke oben (S. 322) angegeben, daß Jobin Fischarts Schwester geheirathet habe, und Beide auf diese Weise Schwäger geworden seien. Wir wissen nicht, worauf Gödeke diese Behauptung stützt, müssen aber vermuthen, daß ihn eine uns unbekannte Quelle oder eine uns entgangene Bemerkung in Fischarts Schriften dazu berechtigt habe, weshalb wir auch seine Angabe angenommen haben. Sollte sich diese aber nur auf den Umstand stützen, daß Jobin in der Dedikation zum „Ehzuchtbüchlin“ von Fischart, und dieser in der Vorrede zu Stimmers „Biblischen Figuren“ jenen seinen Schwager nennt, so würden wir eher geneigt sein, zu glauben, daß Fischart Jobins Schwester geheirathet habe. Dadurch würde sich natürlich auch die Ansicht rechtfertigen, daß Fischart schon in den siebenziger Jahren verheirathet gewesen sei.

zugleich eindringlicher und ernster über Kinder und kindliches Leben, über Elternfreude und Elternpflicht gedichtet worden, als in diesem kleinen Gedichte Fischarts. Voll Lieblichkeit und Milde ist insbesondere der Anfang. Die Leute, sagt der Dichter, geben sich alle Mühe, in ihren Gärten schöne und nützliche Pflanzen zu ziehen; früh Morgens und spät Abends warten sie derselben, sorgen nach Bedürfniß für Sonne und Schatten, und alle diese Mühe macht ihnen Freude. Um wie viel mehr sollten die Eltern für die Erziehung ihrer Kinder besorgt sein, diesen „Himmelspflänzlin", die von Gott ihnen anvertraut sind, damit sie zur Ehre Gottes und zum Nutzen des Nächsten erzogen werden. „Denn das sind die recht Frücht vnd Güter, Die Gott gibt, das mans opffer wider; Das sind die Oelzweig vnd die Reben, Die fruchtbar deinen Tisch vmbgeben. Diß ist des Hauses benedeyen, Deß alters Früling, Glantz vnd Mayen."

Ueber diese friedlicheren Beschäftigungen hatte Fischart seinen Kampf gegen Rom und das Mönchsthum und insbesondere gegen den Jesuitismus keineswegs vergessen; vielmehr wendete er sich mit neuer Kraft zu demselben und er trat jetzt mit einer Reihe von Satyren gegen dieselben auf, die zum Zermalmendsten gehören, was je gegen das Pabstthum und seine Anhängsel geschrieben worden ist. Schon vor dem Erscheinen des „Ehezuchtbüchleins" und der „Anmanung" hatte er eine neue „Gemälpoesie", die „Geistlose Mül" (1577) veröffentlicht, die wir nicht kennen, die aber von Gervinus also beschrieben wird: „Auf dem Holzschnittbogen erscheint der Tod als Müllersknecht, der Kornsäcke beiträgt, die von dem Teufel ausgeleert werden; auf den Mahlstein fallen Pfaffen aus den Säcken, unten aus dem Beutel stieben aber Kröten, Schlangen, Hornissen

u. s. w." Von den darunterstehenden Versen sagt Gervinus Nichts; sie werden ohne Zweifel eine angemessene „elloposkleriſche" Erklärung des Holzschnitts enthalten. Wahrscheinlich aus demselben Jahre stammt das „Gorgoneum caput. Ein new seltzam Meerwunder auß den Newen erfundenen Inseln von ettlichen Jesuiten an jre gute gönner geschickt" (o. J.), ein Holzschnitt mit 87 Versen, den er bald darauf vermehrt herausgab unter dem Titel: „Der Gorgonisch Meduse Kopf. Ain fremd Römisch Mörwunder, neulicher Zeit in dem Neuen Insulat gefunden, vnd gegenwärtiger gestalt, von ettlichen Jesuiten daselbs, an ihre gute Gönner abcontrafeit heraus geschickt. (o. O.) 1577." Im Jahr 1578 folgte eine fernere „Gemälpoesie", der „Malchopopo", deren Holzschnitt darstellt, wie der heilige Petrus dem Pabst, der ihm den Himmelsschlüssel nehmen will, einen Faustschlag versetzt. Um diesen zu trösten, daß er den Schlüssel nicht bekommt, reicht ihm ein kleiner Teufel den Krummstab, „den Tüterich Zu den Geldkästen sonderlich." Die Verse, welche zuerst von Weller bekannt gemacht wurden,*) enthalten eine Vergleichung des heiligen Petrus mit dem Pabst, die sich in einer langen Reihe von Gegensätzen bewegt, die im Leben Christi und im Wesen des Pabstthums hervortreten, ungefähr wie in den Reimen zu den trefflichen Holzschnitten von Lucas Cranach, welche in geistreicher Composition die „Demuth Christi und des Pabsts und seiner Anhänger Stolz und Regiersucht" (o. O. 1521. 4°.) darstellen. Der Titel des Fischartschen Gedichts bezieht sich auf den Bericht der Evangelisten, daß Petrus dem „Papenknecht" Malchus ein Ohr abgehauen habe, woher sich auch herschreibe, wie im

*) Neue Original-Poesien Fischarts. Halle 1854.

Gedicht ausgeführt wird, daß Petrus seitdem die „Papen" auf das Bitterste hasse.

Diese Holzschnitte waren gleichsam Vorpostengefechte, mit denen Fischart seinen Kampf gegen Rom wieder beginnen wollte; auch griff er den Feind bald auf noch wirksamere Weise an. Von den drei größeren Schriften, welche er rasch nach einander gegen das Pabstthum und dessen „Kuttenheer" verfaßte, erschien noch im Jahre 1779 der „Bienenkorb des Heyl. Römischen Imenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen) Hurrnaußnäster, Brämengeschwurm vnd Wäspengetöß. Sampt Läuterung der H. Römischen Kirchen Honigwaben: Einweihung vnd Veräucherung oder Fegfeurung der Imenstöck: vnd Erlösung der Bullenblumen, des Heydnischen Klosterysops, der Suiter Säudisteln, des Magisnostrischen Liripipefenchels, vnd des Imenplatts: auch deß Meßthaues vnd H. saffts von Wunderbäumen etc. Alles nach dem rechten Himmelstau oder Manna justirt vnd mit Mentzerkletten durchzirt. (Holzschnitt und 19 Verse) Zu Christlingen. Anno 1579." Der „Bienenkorb" ist freilich auch zunächst nur Uebersetzung der von Philipp von Marnix, Herrn zu Mont von Ste. Adelgonde, im J. 1571 unter demselben Titel (Byenkorf) in holländischer Sprache herausgegebenen Satyre; doch hat Fischart auch hier, wie schon der Titel deutlich besagt, eine große Menge von Zusätzen eingeschaltet, welche zur Wirkung des Werks außerordentlich beigetragen haben, wie denn dasselbe in kurzer Zeit dreizehn Auflagen erlebte. Die Absicht des holländischen Verfassers, der zur Zeit des Aufstands der Niederlande gegen die spanische Gewaltherrschaft einer der einflußreichsten Staatsmänner war, ging dahin, die römische Kirche und die spanische Regierung verhaßt und lächerlich zu machen. Er suchte vor-

nehmlich die Gründe der römischen Theologen durch geistreichen und schlagenden Spott abzuweisen und als willkürlich, unchristlich oder lächerlich darzustellen. Sein „Bynenkorf“ war zunächst gegen Hevetus gerichtet, der in einem französisch und holländisch geschriebenen Briefe die Protestanten hart angegriffen hatte. Es werden darin alle Lehrsätze der römisch katholischen Religion erörtert und zwar mit solchem Nachdruck und solcher Belesenheit in den Schriften der Alten, namentlich der Kirchenväter, es werden die Irrthümer des Papstthums mit solcher Einsicht und mit solchem Scharfsinn aufgedeckt, der Spott ist so schlagend, die Gründe werden mit so mächtigem Witz entwickelt, mit so vielen ergötzlichen Geschichtchen unterstützt, daß man die ungeheure Wirkung leicht begreifen kann, welche die Schrift in den Niederlanden hervorbrachte. Da Fischart in Marnix einen verwandten Geist erkannte, der, wie er selbst, mit Rabelais und seiner satyrischen Art genau vertraut war, so mußte es ihn drängen, das merkwürdige Buch auch seinen Landsleuten näher zu bringen, das in Form und Inhalt so ganz seinem eigenen Wesen entsprach. Die nächste Veranlassung zur Uebersetzung gab aber, wie Fischart selbst berichtet, sein schon genannter Gegner, der Franciscaner Naß, dem mancher Zusatz gewidmet ist. Die „Mentzerkletten“, mit welchen er das holländische Original „durchzirte“, stehen diesem in keiner Weise nach, vielmehr überbieten sie dasselbe oft im treffenden Spott und in glücklichen Zügen, namentlich aber in der Darstellung, auf welche Fischart seine ganze Kraft gelegt zu haben scheint.*) Uebrigens sind, wie sich bei Fi-

*) Matth. Bernegger in seiner Abhandlung „De Idolo Lauretano cap. 2, p. 22 behauptet, daß Fischart die meisten Zusätze

schart eigentlich von selbst versteht und kaum erwähnt zu werden brauchte, die späteren Ausgaben des „Bienenkorbs" gegen die erste, die sich am wenigsten vom Original entfernt, reichlich mit neuen Zusätzen versehen, in denen sich die humoristische Laune Fischarts immer lebendiger und eigenthümlicher ausspricht.

Dem „Bienenkorb" ist „Der Heilig Brotkorb der H. Römischen Reliquien oder Würdigen Heiligthums Procken" u. s. w. (1580) häufig beigebunden. Dies ist eine von Jacob Eisenberg verfaßte Uebersetzung des „Traité des Reliques" von Calvin, welche man früher ebenfalls dem Fischart zuschrieb. Doch ist darin Nichts von ihm als der Titel und 32 Reimzeilen mit der Ueberschrift: „Beschläge zum Heiligthumskästlin. Heiligthumsspang Jesuwalti Pickhart, zu beschlagung gegenwertigs Heiligthumskästleins oder Brotkorbs der mercklichen Heiligthums Partickel."

Fischarts vollständigstes Eigenthum ist das satyrische Gedicht, welches im Jahre 1580 unter folgendem Titel erschien: „Die Wunderlichst Vnerhörtest Legend vnd Beschreibung des Abgeführten, Quartirten, Gevierten vnd Viereckechten Vierhörnigen Hütleins. Sammt Vrsprung derselbigen Heyligen Guadicornischen Suiterhauben vnd Cornutschlappen: Etwan des Schneiderknechts F. Nasen gewesenen Meisterstücks. Gestellt zu Vierfach Ablaßwürdiger Ergetzlichkeyt den Lieben Vierdächtigen Ignazischen Vierhornigen Guadri-

---

aus dem „Traité préparatif à l'Apologie pour Hérodote" von Henri Estienne entnommen habe. Wir haben uns leider diese Schrift nicht verschaffen können, so daß wir nicht im Stande sind, diese Behauptung weder zu bestätigen, noch zu widerlegen. Unmöglich ist es jedenfalls nicht, daß Fischart auch den Stephanus benutzt hätte, und es wäre daher von Interesse, die Sache zu untersuchen, und, falls Bernegger Recht hätte, auch zu prüfen, in wie weit Fischart jene Schrift benutzt habe.

corniten, vnd Luguiollischen Widerhörnigen Cornuten: Oder (wie sie gern heyssen) Jesuiten, oder Würdigen Herrn der Societet Jesu: auch zu gefallen dem ob berürten Meyster Hansen, das er daß Neu Meysterstück dises Würffelhütleins, Vrtheiln vnd benasen wolle. Alles durch Jesuwalt Pickhart, den Vnwürdigen Knecht der Gläubigen Christi. Anno M.D.LXXX." (o. O.)

Dieses Gedicht ist nicht nur die witzigste und zugleich treffendste Satyre, die je gegen die Jesuiten geschrieben worden ist, es nimmt überhaupt unter den Gedichten dieser Gattung einen hohen Rang ein. Denn wenn der Dichter auch das verderbliche Wesen des Jesuitismus in einer Weise zeichnet, daß man aus jedem Worte sieht, wie sehr derselbe sein besseres Gefühl empört, wenn auch in der Haltung und Sprache des Gedichts eine glühende Leidenschaftlichkeit nicht zu verkennen ist, so ist er doch derselben weit weniger unterlegen, als es z. B. im „Dominikus" der Fall ist. Er hat sie so weit beherrscht, daß seine persönliche Abneigung nur als der Ausdruck der allgemeinen Entrüstung erscheint, und daß seine Laune noch den größten Spielraum findet. Die Darstellung ist von großer Lebhaftigkeit, die Sprache kräftig und kernhaft; vorzüglich gelungen ist aber die Einkleidung. Als nach Christi Himmelfahrt Lucifer seine Macht vernichtet sah, berief er alle Teufel zu einer Versammlung, um mit ihnen zu berathen, wie die Gewalt der Hölle wieder hergestellt werden könne. Die Menschen, sagt er, welche früher unter dem Heidenthum auch die scheußlichsten Gestalten angebetet hätten, verachteten jetzt die Teufelshörner oder fürchteten sich vor ihnen. Da aber gerade in diesen Hörnern die Kraft der Hölle beruhe, so müsse man die Menschen zu täuschen suchen und die Hörner auf eine heilige Art gestalten. So

macht er zuerst ein „einigs Spitzhorn“, das aus Faulheit und einfältigem Schein besteht und mit Heuchelei und Täuschung zusammengenäht ist und nennt es eine Kuttenkappe. Darauf läßt er eine Mütze mit zwei Hörnern machen, in welche er geistliche Hoffart mit der Nadel der Herrschsucht und dem Faden der Schafschinderei vernähen heißt. Dies ist der Bischofshut. Für seinen Statthalter läßt er ein dreifaches Horn bilden, darin des Judas Seckel, Simonie, Rachgier, Neid, Wollust, Ehrgeiz, Meineid, Gift, Aufruhr, Lug und Trug mit dem Judenzwirn von Menschensatzung und der Nadel des Banns und Blutdursts vernäht wird; zur größeren Zierde werden Meßkram, Bullen und Ablaß darauf gestickt. Zuletzt macht er eine vierhörnige Mütze, welche viermal mehr Gift enthalten soll, als die drei andern zusammen, weil sie auch von vierfachen Bösewichtern getragen werden soll, welche des dreifachen Huts beste Stütze sein werden, wenn dessen Macht abnimmt. Der Stoff zu dieser Mütze ist scheinheilig Teufelthum, das mit Höllenglut gefüttert ist. Alle Teufel, selbst die Großmutter, arbeiten an dem Hütlein, das sie über den Leist Heuchelei spannten und in das sie mit der Nadel Römischer Tyrannei Abgötterei, Teufelslist, vergiftete Schmeichelworte, Scheinarmuth, Ehrgeiz, Sophisterei, Lügengespinnst, Verführung der Jugend, Mordstiftung und Unfriede vernähten. Zuletzt setzten sich die Teufel selbst hinein, so daß, als das Hütlein fertig war, Lucifer selbst davor erschrak. Doch weihte und segnete er es, worauf sich die Sonne verfinsterte und ein Sturmwind sich erhob, der es in die Welt trug. Mit prophetischem Geiste schließt der Dichter mit folgender Warnung: „Seht also habt ihr, lieben Leut, Den Ursprung alles Uebels heut; Und wer ein solchs nit glauben will, Der wirds bald fühlen nur zu viel.“

In der Schrift vom Feldbau, welche Melch. Sebizius unter thätiger Theilnahme Fischarts aus dem Französischen übersetzte, findet sich ein „Fürtreffliches artliches lob deß Landlustes, Mayersmut vnd lustigen Feldbaumans Leben, auß des Horatij Epodo, Beatus ille, etc. gezogen, vnd nach der meynung Teutsch gegeben. D. J. F. G. M." Es ist dies eine breite Paraphrase des schönen Horazischen Gedichts, die wohl einzelne gute Stellen hat, aber im Ganzen nicht zu den gelungenen Reimstücken Fischarts gehört. Sie ist aber für dessen Charakteristik von Bedeutung, da man seine Empfänglichkeit und seinen tiefen Sinn für die Natur und das einfache Landleben daraus kennen lernt.*)

Von einer ganz neuen Seite tritt er uns in dem „Fürstenspiegel oder Regentenkunst" entgegen, welche G. Nigrinus aus dem Französischen des Innoc. Gentillet übersetzte (Ff. 1580) und zu welcher Fischart eine Vorrede „An den gutherzigen Leser. D. J. F. G. M.", so wie einige Reime (unterzeichnet: In Forchten Gehts Mittel) lieferte. Die Schrift ist gegen den berühmten „Fürsten" von Macchiavelli gerichtet. Wie Gentillet und dessen Uebersetzer, wie überhaupt die ganze Zeit, hatte auch Fischart das Werk des großen italienischen Staatsmannes und Geschichtschreibers mißverstanden; aber gerade diese falsche Auffassung des trefflichen Werks gab ihm Gelegenheit, seine Ansichten über Staats-

*) Im J. 1579 erschienen noch drei Schriften, deren Titel wir einfach mittheilen, weil sie uns unbekannt sind und zudem nicht von großer Wichtigkeit zu sein scheinen; „Contrafeite Bildnuß deß Herrn Lasarus von Schwendi. Straßb. 1579." mit 39 Versen Fischarts; — „Le vray patriot. Auß Frantzösischem treulich verteutschet. (O. O.) 1579." — Merckliche Frantzösische Zeitung, so bei dem erst neugestiffteten Ritter Orden vom H. Geyst gebraucht und gehalten. Auß Frantzösischem treulich ins Teutsch gepracht. (O. O.) 1579."

verhältnisse, über Verfassungen und die Aufgabe der Regenten auszusprechen. Er that dies in einer Weise, die nicht nur seiner Einsicht, sondern auch seinem Charakter die größte Ehre macht, da sich durchgehends der lebendigste Sinn für Freiheit und Gerechtigkeit darin ausspricht.

Wenn wir bis jetzt in Fischart fortwährend nicht bloß den Umfang seines Talents und seiner Kenntnisse, sowie die Tüchtigkeit seines Charakters, sondern auch die Großartigkeit seiner Weltansicht bewundert haben, durch welche er sich als einen der Ersten seiner Zeit beurkundete, ja sich meist hoch über dieselbe erhob, so müssen wir jetzt ein Werk erwähnen, in welchem er sich als tiefbefangen in dem Aberglauben des Jahrhunderts zeigt: „De Magorum Daemonomania. Vom Außgelaßnen Wütigen Teufelsheer der Besessenen Vnsinnigen Hexen vnd Hexenmeyster, Vnholden, Teufelsbeschwerern, Wahrsagern, Schwartzkünstlern, Vergiftern, Augenverblendern u. s. w. Gegen Doctor J. Wier Buch von der Geister verführungen durch den Edlen, Hochgelahrten vnd Feerberümten H. Johann Bodin u. s. w. außgangen. Nun erstmals durch H. Johan Fischart, der Rechten Doctorn, auß Frantzösische Sprach trewlich in Teutsch gebracht, vnd an etlichen enden gemehret vnd erkläret u. s. w. Straßburg 1581." Joh. Bodin, dessen Buch „Vom Staat" den scharfen Denker wie den freisinnigen Politiker beurkundet, der sich durch andere Schriften sogar den Ruf des Unglaubens zugezogen hatte, bekämpfte in der „Dämonomanie" die edlen Bestrebungen J. Wiers, der in einer sehr bedeutenden Schrift den Unsinn der Hexenverfolgungen nachgewiesen hatte. Fischart übersetzte Bodins Schrift, nicht etwa um sie zu widerlegen, sondern um dessen Gründe noch mit neuen zu vermehren. Wie bei Bodin, so läßt sich dies auch bei Fischart nur daraus erklären, daß er in

seinen juristischen Anschauungen befangen war, die seinen besseren Sinn verdunkelten. Hat er sich doch auch im J. 1582 verleiten lassen, den schon erwähnten blutdürstigen Hexenhammer (Malleus Maleficarum) von Neuem herauszugeben. Es ist dies eine traurige Erscheinung, aber es wird Fischart deshalb nicht hart zu beurtheilen sein, weil es eine allgemeine Erscheinung ist. Die Greuel blutiger Gesetzgebung haben in den Juristen stets die leidenschaftlichsten Vertheidiger gefunden; die Opposition gegen die Hexenprozesse oder gegen die Folter ist nicht von Juristen von Fach ausgegangen, eben so wenig als den Theologen die Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung zu verdanken ist. Juristen und Theologen sind noch heut zu Tage die entschiedensten Vertheidiger der Todesstrafe.

Zu Matthias Holtzwarts Buch: „Emblematum Tyrocinia (Straßb. 1581) schrieb Fischart eine inhaltreiche Vorrede: „Kurtzer vnd woldienlicher Vorbericht von Vrsprung, Namen vnd Gebrauch der Emblematen oder Eingeblömeten Zierwerken.“ Die ganze Zeit beschäftigte sich häufig mit dem Gegenstand und die Literatur desselben ist außerordentlich reich: Fischart führt in der Vorrede allein 15 Schriftsteller an, die darüber zum Theil dickleibige Werke verfaßt haben. Daß die Embleme oder, wie er sie nennt, „Gemälmysterien, Verdeckte Lehrgemäle, Deutungsgemäl oder Gemäldeutnussen“ auch unsern Fischart beschäftigten, wissen wir schon aus dem „Gargantua“; ja er hatte sogar die Absicht, ein besonderes Werk „Vom Teutschen Wapenrecht“ zu schreiben, das er, wie er in der Vorrede zu Holtzwarts „Emblematen“ versichert, bereits angefangen hatte.

Wenn Fischart in Behandlung von juridischen Verhältnissen und Fragen engherzig und in den beschränkten Ansichten seiner Zeit befangen erscheint, so tritt sein freier

und genialer Geist sogleich wieder mit seiner ganzen Kraft und Ueberlegenheit hervor, wenn er sich mit allgemein menschlichen Fragen beschäftigt. Ein glänzendes Zeugniß dieser Ueberlegenheit und seines großartigen Sinns ist das Gedicht: „Bewärung und Erklärung des Vralten gemeynen Sprüchworts: Die Gelehrten die Verkehrten. Etwan vor vielen Jahren (in maßen solchs on diß art zu reimen bezeugen) von eim gutherzigen wargelehrten etlicher maßen außgelegt. Nun aber bei heutigem vnaufhörlichen vnd vnabwehrlichen einreissen der Verkehrung der Letz vnd Falschgelehrten, durch ein Warheitlieber Gerngelehrten, auff ein Newes durchgangen vnd angelegt. Darbey neben andern nötigen Erinnerungen vnd Lehren, auch diese daran hangenden Fragen begriffen. Ob man jemands zum Glauben zwingen soll, vnd ob durch Schwert, brand, bann, zang, strang vnd zwang in der Religion ein einigkeit sei zu stifften. Item, was zwischen Welt vnd Christenheyt, vnd deren beider Oberkeit, sei für ein vnderscheid. Anno M.D.LXXXVIIII. (O. O.)" Wir müssen leider bekennen, daß wir das seltene Gedicht nicht gesehen haben (auch Vilmar kennt es nicht); es ist aber von so hoher Wichtigkeit, daß wir den Bericht, den Gervinus in der „Geschichte der deutschen Dichtung" (4. Aufl. Bd. 3. S. 138 ff.) davon giebt, in seiner ganzen Ausdehnung mittheilen zu müssen glauben.

„Es ist unverkennbar ein Werk Fischarts, obwohl es mit möglichster Verleugnung seiner Manier, ohne die sonst so geläufigen Wortspiele, Witze, gelehrten Anführungen und persönlichen Angriffe geschrieben ist, obwohl es keinen der vielen Pseudonymen an der Stirne trägt, in die Fischarts Sprachphantasie sonst seinen Namen so seltsam und verschiedenartig verbirgt, vielmehr am Schlusse ausdrücklich

aller Nachfrage nach dem Namen des Verfassers ausbeugt: es scheint, weil dieser fühlt, daß er in dem Werkchen nicht gefahrlos eine neue und ungewöhnliche Lehre predige. Das Gedicht kündigt sich auf dem Titel als eine Erörterung der Frage vom Gewissenszwang und von dem Unterschiede geistlicher und weltlicher Obrigkeit an; es kehrt sich gegen die Schriftgelehrten, die den Buchstaben haben ohne Gottes Geist; bald nach dem Eingange kommt es im Besondern auf die spitzfindigen Irrgelehrten der päbstlichen Kirche, die zur Geheimnißförschelei noch die fürstliche Gewalt hinzuthaten, und den „Erzverkehrten" über alle Creatur erhöhten. Das heiße, dem Teufel einen Stuhl im Himmel setzen, als dessen Schüler die Päbstlichen sich noch bewährten, indem sie aufstellten, daß man eine solche Lehre mit Gewalt erhalten müsse, und daß Ketzerbrennen und Kerzenbrennen für eins zu nehmen sei. Mit dieser Lehre, daß die Obrigkeit die Christenheit mehren, den Glauben ausbreiten, die Ketzerei ausreuten müsse, brachten sie Könige und Kaiser zu Kirchendienern unter sich, mißbrauchten die weltliche Gewalt, um Glaubenseinigkeit zu erzwingen, und entzündeten so den böhmischen Krieg. Die Geistlichen sollen beten und lehren mit dem Schwert des Geistes; sie aber kehrten es um, da doch weltliche Gewalt und Schwert nicht zum Reiche Christi gehöre. So solle auch das Amt der Obrigkeit der Christenheit fremd sein, nur die Person ihr angehören; der Fürst soll in der Kirche gutes Beispiel geben mit seiner Person, nicht Zwang üben mit seiner Macht. So lang man diesen Unterschied zwischen Amt und Person in der weltlichen Obrigkeit nicht mache, werde in Glaubenssachen kein Friede werden! Die Päbste, indem sie den Fürsten eingeredet, sie seien schuldig, mit Gewalt zur Glaubenseinigkeit zu zwingen, haben die Christen ihrer Freiheit beraubt, zu der sie durch

Christi Blut erkauft sind; indem sie sich dieser Anmuthung fügen, thun die Fürsten an ihren Unterthanen, was die kirchliche Gewalt an ihnen gethan, und was sie oft getadelt haben. Die Christen sollen vollkommen sein, wie der Vater ist, der in der Welt allerlei Glauben duldet; so sollen auch wir um des Glaubens willen Niemand meiden, Jedermann Gutes thun, auch dem Türken und Heiden. Kein rechter Christ hat je um Glaubens willen einen Menschen verfolgt, auch Christus selber nicht, der nur die Wahrheit vor der Welt bekannte und das Weitere Gott anheimgab. Darum habe auch Paulus die christlich-heidnischen Mischehen nicht getrennt. Jetzt sei dem Namen nach Alles Christ, da doch Christus selbst gesagt, daß Niemand zu ihm komme, der Vater ziehe ihn denn zuvor und mache den Sohn selbst offenbar. Dazu helfe kein Zwang, sondern der Glaube sei eine Gnade von Gott. Welchen Schein man ihm gebe, nie könne es recht sein, zum Glauben zu zwingen, und ein Wahn sei es, es könne kein Reich bestehen ohne Glaubenseinigkeit, da doch vor Christus so viele Reiche ohne sie bestanden haben! Der Dichter fühlt am Schlusse, wie fremd er mit dieser Lehre in der Zeit steht. Wer da glaubt, sagt er, daß er in dieser Meinung irre, der solle ihm darum doch ein lieber Mann sein, nur solle er auch ihn ruhig hören; denn alle Uneinigkeit rühre daher, daß Jeder den Andern verurtheile und in seinem Verstand zwingen wolle, mit Gewalt und Trotz. Nicht so wolle Er, und Gott werde richten, wer Recht oder Unrecht sage."

In diesem Gedicht steht Fischart nicht bloß hoch über seiner Zeit; er hat eine Höhe der Anschauung darin ausgesprochen, von der auch das neunzehnte Jahrhundert noch weit entfernt ist. Man spricht heut zu Tage viel von Duldung,

aber wie wenig wird sie in der That ausgeübt! Zur Schande unserer Zeit müssen wir bekennen, daß es, recht betrachtet, nur dem Ungläubigen oder Gleichgültigen damit wahrer Ernst ist, während diejenigen, die sich vorzugsweise Christen nennen, höchstens aus äußeren Gründen sich duldsam zeigen. Die Unduldsamen beweisen aber eben durch ihre Unduldsamkeit, durch die Anmaßung, mit welcher sie behaupten, die „Auserwählten Gottes zu sein", daß sie das wahre Wesen des Christenthums nicht begriffen haben und nur an dem Aeußeren kleben. Das Christenthum ist eben dadurch so wahrhaft menschlich, oder wenn man lieber will, so göttlich, daß es einer fortwährenden Entwickelung fähig ist. Aber eben gerade deshalb darf es nicht in eine einzige Form gebannt oder eingezwängt werden, und diejenigen, welche nur Eine Form wollen gelten lassen, beurkunden dadurch, daß sie das wahre Christenthum nicht haben. Fischart hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß in Glaubenssachen keine Einheit bestehen könne, noch solle, weil durch diese jede weitere Entwickelung des in den Evangelien und apostolischen Schriften liegenden Keims unmöglich gemacht wird. Vielmehr ist jede Sekte berechtigt, weil in ihr irgend eine Seite des Christenthums zur Erscheinung gelangt. Nur diejenigen haben keinen Anspruch auf Duldung, die auf Unduldsamkeit oder unmoralischen Grundsätzen beruhen, weil Intoleranz und Unsittlichkeit mit dem Christenthum im Widerspruch stehen.

Von dem J. 1586 an ist Fischarts schriftstellerische Thätigkeit beinahe nur politischer Natur, wobei aber natürlich auch religiöse Fragen zur Behandlung kommen, da damals wie seit der Reformation bis heute beinahe immer die Politik eine religiöse Färbung hatte. Es waren namentlich die französischen Zustände, welche seine Aufmerksamkeit in

vollen Anspruch nahmen, weil er wohl fühlte, daß Alles was in Frankreich geschah, nicht ohne bedeutende Wirkung auf Deutschland bleiben könne. Damals war nämlich in diesem Lande der Kampf zwischen den politischen und Religionsparteien auf das Hitzigste entbrann't, und man hatte alles Recht zu vermuthen, daß der Ausgang desselben, welcher er auch sei, auf Deutschland eine mächtige Wirkung ausüben würde. Doch hat Fischart auch die Verhältnisse und Zustände anderer Staaten nicht unberücksichtigt gelassen, wie wir aus dem weiteren Verzeichnisse seiner Werke ersehen werden.

Die erste Schrift, welche Fischart über die französischen Wirren herausgab, war die Uebersetzung von Frantz Hotomans Fulmen brutum in Henricum regem Navarrae etc.: „Der vnvernünfftige vnd vnsinnige Bannstrahl des Römischen Antichristlichen Bapsts Sixti V., welchen der hellische Statthalter des Teuffels, im nächst abgelaufenen 1585. Jar u. s. w. wider den König Heinrichen von Navarren vnd den Hertzogen Heinrichen zu Bourbon u. s. w. in Frankreich geschossen. Auß dem Lateinischen durch Aloniscum Meliphrona Theutofrancum. Paßfurth am Rhein 1586." Von höchster Bedeutung mag die „Wolsicherent Auffmunterung der in Wansicherheit vnsicher verschlaffenen Welt. Straßburg. Bernh. Jobin 1588", sein, wenn sie wirklich, wie Gödeke annimmt, von Fischart ist, weil derselbe seine politischen Ansichten und Hoffnungen ohne Zweifel darin ausführlich entwickelt hat. Es ist uns aber noch nicht gelungen, diese Schrift zu Gesicht zu bekommen.

An der Spitze der katholischen Partei in Europa stand damals Spanien, und es mußte daher die Ausbreitung des spanischen Einflusses den Protestanten höchst gefährlich erscheinen, um so gefährlicher, wenn es in der Nähe von

Deutschland und Frankreich einen neuen Stützpunkt gewinnen sollte. Als sich daher im J. 1588 die katholischen Orte der Schweiz mit Spanien in ein Bündniß einließen, erhoben sich viele Stimmen, um auf die Gefahr eines solchen Bündnisses aufmerksam zu machen. Auch Fischart trug das Seinige bei, indem er eine lateinische, dieses Bündniß betreffende Schrift verdeutschte: „Ein auß Meyland vberschriebener Bericht, inn was gestalt der Schweizerischen Catholischen Sechs Ortten Gesanten, von des Königs auß Spanien Legaten, zu Meyland, im Meyen des jetzt lauffenden 88. Jars stattlich seind empfangen u. s. w. auß dem Lateinischen vnd summarisch ins Teutsch gebracht. 1588.“ 4o.

So bedenklich und gefahrdrohend dieses schweizerisch-spanische Bündniß war, so erfreulich und für Straßburg, ja für das ganze südwestliche Deutschland beruhigend war das Bündniß, welches jene elsassische Reichsstadt im Jahr 1588 mit den beiden schweizerischen Städten Zürich und Bern schloß. Fischart erkannte die hohe Bedeutsamkeit desselben und sprach seine Freude darüber in einer eigenen Schrift aus: „Ordenliche Beschreibung, Welcher gestalt das Nachbarliche Bündnuß vnd Verein der dreyen Löblichen Freien Stätt Zürich, Bern vnd Straßburg, dieses gegenwärtigen 1588. Jars, im Monat Maio ist ernewert, bestättiget vnd vollzogen worden. Sampt etlichen Poetischen Glückwünschungen vnd sonsten Nötige Erinnerung vnd Vorred, auch Figuren, vnd der gemelten drey Stätt Contrafacturen. Getruckt zu Straßburg, durch Bernhart Jobin. Anno M.D.LXXXVIII.“ Es ist diese Schrift jedoch keine bloße Festbeschreibung; Fischart verband mit Allem, was er schrieb, immer einen höheren Zweck. In der Vorrede setzt er nämlich seine Ansichten über Staatsleben und Staats-

verwaltung in gedrängter, aber inhaltreicher Darstellung aus einander, aus der wir einige Sätze mittheilen, welche die edle, tüchtige Gesinnung und die tiefe Einsicht des vortrefflichen Mannes beurkunden. Die berühmtesten Heiden, sagt er, haben sich schon mit der Beantwortung der Frage beschäftigt, wie ein wohlgeordneter Staat eingerichtet sein müsse; doch habe keiner von ihnen diese Frage besser gelöst als der H. Paulus in seinem Brief an Timotheum, wo er sagt, daß alle Obrigkeiten vor Allem dahin trachten sollen, daß sie sammt ihren Unterthanen und die Unterthanen mit ihnen in aller Gottseligkeit, Ehrbarkeit, Zucht und Ernsthaftigkeit ein geruhliches, stilles, sittsames und friedsames Leben führen. In diesen Worten, fährt er fort, liegt der Zweck und Grund des Staats ausgesprochen, nämlich Ruhe und Frieden, es liegt darin ferner ausgesprochen, wie man diesen ruhigen Wohlstand erlangen und bewahren könne, nämlich durch ein gottseliges und ehrbares Leben. Die Obrigkeiten, welche den Spruch des H. Paulus zu ihrer Richtschnur nehmen, werden nach jeder Seite hin ihre Aufgabe erfüllen, heilsame Gesetze geben, die Aemter in Rath, Kirche und Schule wohl besetzen, die Justiz gehörig verwalten, für die Armen, Wittwen und Waisen väterlich sorgen, Handel und Gewerbfleiß begünstigen, Vorräthe für Zeiten des Mangels sammeln, nur solche Steuern auflegen, welche den Bürger nicht bedrücken und sie werden diese nur zum Wohl des Ganzen verwenden, sich im Frieden auf den Krieg rüsten, die Freiheiten und Privilegien der Bürger ehren. Eines der ersten Mittel aber, den Staat zu kräftigen und dessen Bürger glücklich zu machen, sind Bündnisse mit Gleichgesinnten und Gleichregierten, deren Treue sich schon früher und in schwierigen Verhältnissen bewährt habe, wie es bei Straßburg der Fall sei,

das schon vor 300 Jahren mit einer oder der andern schweizerischen Stadt „in hülfflicher vnd ehrlicher Bündnuß gestanden." Nachdem er nun in wenigen, aber umfassenden Zügen von den einzelnen Bündnissen gesprochen, welche Straßburg seit 1261 mit einzelnen Orten der Eidgenossenschaft, besonders aber mit Zürich und Bern eingegangen, wobei er eine genaue Kenntniß der Geschichte an den Tag legt, entgegnet er einigen bösgesinnten Tadlern der Bundeserneuerung, welche von derselben nur böse Folgen erwarteten, indem er auseinander setzt, daß ein auf Gerechtigkeit und gegenseitige Hülfe zur Bewahrung der ererbten Freiheit beruhender Bund von Gottes Segen begleitet sein müsse. Wie wenn er eine Ahnung gehabt hätte, daß sein geliebtes Straßburg hundert Jahre später seine Freiheit durch einen Act verbrecherischer Gewaltthat verlieren würde, sucht er stets fort, seine Mitbürger von dem hohen Werth der Freiheit zu überzeugen, um sie zu mahnen, dieselbe mit aller Kraft und allen möglichen Mitteln zu vertheidigen. Daher schließt er ein der Vorrede vorangesetztes Gedicht mit den Worten: „Freiheitblum ist die schönste blüh. Gott lasse dise werde Blum In Teutschland blühen vmb vnd vmb, So wachßt dan Frid, Freud, Rhu vnd Rhum." Weil er aber auf die Wehrkraft Straßburgs nicht das größte Vertrauen setzte, war ihm das Bündniß mit Zürich und Bern von so großer Wichtigkeit; weshalb er auch die schweizerische Tapferkeit und Treue bei jeder Gelegenheit in begeisterten Worten preist.*)

---

*) Schon im „Glückhafften Schiff" hatte er gesagt:

„Dann je der Schweitzer eigenschafft
Ist nachbarliche Freundlichkeit,
Vnd in der Not standhafftigkeit;"

und an einer anderen Stelle:

Nicht weniger vortrefflich als die Vorrede sind die vier Gedichte, welche auf die Beschreibung der Feier des Bundesschwures folgen, wovon das erste den Gedanken durchführt, daß, sowie die drei Flüsse Aar, Limmat und Rhein sich vereinigen, auch die drei an denselben liegenden Städte von Gott zu innigem Bund angewiesen seien. Die folgenden Gedichte enthalten Lobsprüche auf die drei verbündeten Städte, die in ihrer geschichtlichen Entwickelung und ihren Eigenthümlichkeiten unübertrefflich schön charakterisiert werden, sowie sie auf der andern Seite das schönste Zeugniß seiner auf begeisterter Ueberzeugung beruhenden Freiheitsliebe sind.

Der Sieg der Engländer über die mächtige Flotte Philipps II. und deren vollständige Vernichtung durch einen bald darauf ausgebrochenen Sturm (1588) erweckte bei den Protestanten Deutschlands die lebhafteste Freude. Noch in demselben Jahre erschien eine Schrift, welche den Untergang der spanischen Flotte beschrieb, unter folgendem Titel:

„Mit solchen Leuten solt man schiffen
Durch die Meerwirbeln vnd Meertiefen;
Mit solchen forcht man kein Meerwunder,
Vnd kein wetter, wie sehr es tunder;
Mit solchen dorfft man sich vermessen,
Daß ein fremde Fisch nicht fressen.
Denn dise alles vberstreitten,
Durch jr vnuerdrossen arbeiten.
Mit disen Knaben solte einer
Werden des Jasons Schiffartgmeiner
In die Insul zum Gulden Wider;
Da wüßt er, daß er käm herwider.
Weren dise am Meer gesessen,
So lang wer vnersuocht nicht gewesen
America die newe Welt,
Denn jr Lobgir het dahin gstellt.“.

„Gantz gedenckwürdige und aygentliche Verzeichnuß, wie die mächtig vnd Prächtig von vielen Jahren her zugerüste Spanische Armada, zu vnd nechst verschienenen Sommers dieses 1588. Jahrs, vmb bezwingung der Niederlande, vnd einnemmung des Königreichs Engelland abgefahren: vnd aber auß sonderm Gottes Gericht, durch die in vil gesammelte Engelländische Kriegsschiffmacht, ist Manlich vnd verwunderlich getrent, erlegt, verjagt vnd mehrtheils zu grund gerichtet worden. Hierzu seindt auch neben einer nötigen Vorred, etliche solchem Rühmlich erhaltenen Sieg zu Danck vnd Ehren gemachte Carmina kommen. Vnd dann ein Abschrift vom Blutsententz der H. Spanischen Inquisition vber die Niderlande vnd deren Einwohner, sowohl einer als der andern Religion ergangen vnd gegeben. Aus gewissen Kundschafften vnd vnderschiedenen wahren Berichten zusammengetragen vnd beschrieben durch H. Engelprecht Mörewinder von Fredewart auß Seeland. Getruckt zu Mürbaden bei Sixto Sexto Ontrei, in Anno achtzig acht, welches ist das Jar, das man betracht." Die geschichtliche Darstellung der welthistorischen Begebenheit wird, scheint es, von den größten Kennern Fischart's demselben nicht zugeschrieben. Ob wir gleich recht wohl fühlen, daß mancherlei und wichtige Gründe sich der Annahme widersetzen, daß Fischart diese historische Schilderung verfaßt habe, so möchten wir doch nicht mit Entschiedenheit behaupten, daß er gar keinen Antheil an derselben gehabt; wir glauben vielmehr, daß er wenigstens das Werk durchgesehen und mit einzelnen Zusätzen versehen habe. Ja wir könnten uns sogar der Ansicht zuwenden, daß die Schrift, wenn nicht ganz, doch wenigstens zum größten Theile von ihm abgefaßt ist. Wäre dies aber der Fall, so würden wir ihn auch noch als tüchtigen Geschichtschreiber zu bewundern haben; denn die Darstellung

der Verhältnisse, welche den Kampf zwischen England und Spanien herbeigeführt haben, sowie die Beschreibung des Kampfes selbst sind mit großer Klarheit und, wir möchten sogar sagen, mit großer Kunst abgefaßt. Jedenfalls sind die zwei mit Bap. Guisart und B. G. unterzeichneten Gedichte: „Siegdanck oder Triumpffspruch, zu Ehren der vortrefflichen Königin inn Engellandt", und „Satyrischer oder Frayhartischer Engelländischer (aber nicht Englischer) Gruß an die Lieben Spanier" von Fischart. Letzteres fließt mit solcher Lebendigkeit und Leichtigkeit dahin, daß man sieht, es strömt jedes Wort aus der Tiefe seines Herzens. Es ist von einer rhetorischen Fülle und Kraft, wie sie selbst in den besten seiner andern Gedichte nicht gefunden wird, obgleich alle sich gerade dadurch auszeichnen. Trefflich schildert er den Uebermuth der Spanier, die da glauben, sich die ganze Welt leicht unterwerfen zu können, weil ihnen die Eroberung Amerikas und die Vernichtung der unglücklichen Indianer gelungen sei. Das Bild, welches er sodann von der spanischen Politik entwirft, zeugt von klarem und tiefem Verständniß der damaligen Zustände. Diese Politik, sagt er, beruhe auf dem Bewußtsein der Schwäche und Uneinigkeit der anderen Staaten, vornehmlich Deutschlands, dessen Fürsten in ihrer engherzigen Beschränktheit keine Ahnung von den Gefahren haben, welche das Reich bedrohen, noch weniger aber von ihren Pflichten gegen ihre Völker. „Auch thut schon etlich Teutsche fürsten Nach spanischer hülff sehnlich dürsten, Vorab die, so kein eyffer haben, Wie es gang, wenn sie seind vergraben, Vnd wissen nicht, was Freyheit ist, Weil sie still sind in ihrem Mist." Der Hohn, mit welchem er sodann von der Niederlage der übermüthigen Spanier spricht, und von der Wirkung, welche diese allerseits hervorbringen mußte, ist voll poetischer Kraft.

„Es ist jetzt aus mit der Weltherrschaft und dem Glaubenszwang", ruft er aus, „selbst der Pabst wird zittern, Wann er hört bei seinen heiligen Tagen, Daß die Ketzer den Sieg von tragen, Vnd darff wol sagen recht in zornden, Es sei auch Gott nun Ketzerisch worden." Das Gedicht schließt mit einer kräftigen Mahnung an die Deutschen, „sich zu ermannen, die günstige Gelegenheit zu benutzen, und nicht wie das Vieh und die Maulthiere sich zu benehmen, die es nicht verstehen, wenn man sie befreien will." — Aber freilich die Deutschen haben damals ebensowenig verstanden, die Gelegenheit zu benutzen, sie haben ebensowenig gewußt, was sie wollen, als jetzt.

Seiner Liebe zur deutschen Sage und älteren Poesie, die er nie aus den Augen verlor, selbst wenn ihn Geschäfte oder Tagesereignisse noch so sehr in Anspruch nahmen, verdanken wir folgendes Werk: „Ernewerte Beschreibung der wol gedenckwürdigen, Alten vnd warhafften verwunderlichen Geschicht: Von dem nun längst Berühmten, Thewren vnd Gestrengen Abentheurlichen Ritter: Herrn Petern von Stauffenberg, genannt Diemringer, auß der Orttenau bei Rhein Was Ehren vnd Wunders er sein Tag inn manchen Landen erholt vnd vollbracht: Vnd besonders wie er nicht viel erhörter waiß sich mit einer Meervein oder Meervenus zu ståter lieb vnd Trew hat verpflichtet: Aber als er ihrem trewen Rath nicht allerdings hat nachgesetzt, alsbald darüber in dreyen Tagen, in bester blühender Jugend sey gestorben. Nun auff ein newes zu eim rechten Adelsspiegel, darinn er sich seiner Adelichen Gebür hab zu ersehen, ernewert vnd an den Tag gebracht, durch J. F. G. M. 1588." Vilmar ist der Meinung, daß Fischart das alte Gedicht*) mit möglichster Treue nach

*) S. Meine Literaturgeschichte I, 660 ff.

dem alten Drucke wieder gegeben, ja daß er diesen kaum corrigiert habe; wir nehmen keinen Anstand, seiner Versicherung Glauben beizumessen, da er in seinen Angaben stets genau und sorgfältig ist. Uebrigens ist es für uns auch ziemlich gleichgültig, da Fischart, selbst wenn er das Gedicht überarbeitet haben sollte, es doch in keinem Falle so umgestaltet hat, wie des Rabelais Gargantua, und das Gedicht erscheint daher nicht als seine eigene Schöpfung. Von ihm ist dagegen die Dedikation an den damaligen Besitzer von Staufenberg, auf dessen Bitte die Arbeit unternommen worden war, ob sie gleich, was, wie wir wissen, öfter der Fall ist, von seinem Schwager Jobin unterzeichnet war. Sie handelt „vom Erscheinen der Meerfeien und Familiargeister", und Fischart benutzt die Sage vom Ritter Staufenberg als einen Beweis vom Dasein solcher Geister und Zauberwerke. Sie ist ferner dadurch von großem Interesse, daß sie, wie schon Vilmar bemerkt, von Fischart's etymologischer Kunst und von seiner großen Belesenheit in der Sagenliteratur zeugt. Von ihm ist ferner die Einleitung, welche „einer der vielen schönen Beweise von seinem deutschen, wackern und frommen Sinne ist, und stellenweise zu dem Lebhaftesten und Anmuthigsten seines poetischen Schaffens gehört".

Wie sehr Fischart die Bedeutung des Untergangs der Armada fühlte, ersehen wir daraus, daß er im Jahre 1589 nochmals auf dieselbe zurückkam. Es geschah dies im folgenden Gedichte: „Vncaluinisch Gegen Badstüblein (so!) oder Außeckung des vngeformten, dreieckigten, außkommenen Caluinischen Badstübels, so warlich ein Badbedörfftiger vnd Morenbadverlorner, Grindiger Papist, so sich Johan Baptista Badweiler nent, zu hohn vnd schmach dem in Frankreich Newlichsten volbrachten Zug, der Teutschen hat auß-

sprengen dörffen, darinnen ein Vorspiegelung von vnerhörter Badenfart der Spanischen Armada gehn Niderbaden zum gesaltzenen Weihwasser, in dem Engellandischen Mör vnd Abgrund vorgenommen; vnd bericht des Schandfleckens, den die Spanier in dieser Badenfart daruon getragen haben, begriffen Alles für ein Spanische Kurtzweil lustig zu lesen. Durch Georg Goldrich Saltzwasser von Badborn zusammen getragen Im jahr 1589." Die nächste Veranlassung zu diesem Gedichte, das in dem nämlichen Jahre in drei verschiedenen Drucken erschien, gab ihm das „Caluinistische Badstüblein" (München 1588) eines Anhängers Roms und des Papstthums, der unter dem Namen Badweiler den mißglückten Zug der Deutschen in Frankreich verspottet hatte. Weil derselbe aus dem Mißlingen des Unternehmens den Schluß gezogen hatte, daß die Sache, für welche die Deutschen gekämpft hätten, schlecht sein müsse, da Gott sie verlassen habe, so hält ihm Fischart das „Spanische Wasserbad" entgegen. Voll Kraft ist namentlich die Stelle, in welcher er den Zug der Deutschen nach Frankreich*) mit dem der Spanier nach England vergleicht. Ueberhaupt gehört dieses Gedicht zu seinen besten politischen Reimwerken.

Während Fischart gewöhnlich die Uebersetzungen politischer Schriften nicht selbst verfertigte, sondern nur mit seinen inhaltreichen Vorreden versah, hat er folgende höchst wahrscheinlich selbst verdeutscht: „Discours. Ein Fürtrefflicher frey, rundes vnd vngescheuchtes Bedencken, vnd allerseits wol erwogenes Vrtheil, von dem heutigen zustand Franckreichs u. s. w. erstlich Frantzösisch gestellet, vnd nun seines Nutzens halber durch verdolmetschung auch den Teutschen

*) Er vergißt dabei das alte ewige Lied nicht:
„Die Teutsche dort in schaden kamen,
Weil sie nicht hielten wol zusamen."

gemeyn gemacht. Gedruckt durch Halcyonium Windstill, zur kleinen Rhuwarte 1589." Diese Schrift, die in einem veralteten, lebhaften und eigenthümlichen Styl abgefaßt ist, erschien kurz vor der Ermordung Heinrichs III. Bald nach derselben ließ Fischart die ebenfalls von ihm selbst verfaßte Uebersetzung einer diese Unthat betreffenden Flugschrift erscheinen: „Wolbedenckliche Beschreibung des an dem König in Franckreich newlich Verrhäterlich begangenen Meuchelmord, von einem Mönch Prediger Ordens. Inmassen solche die Rebellischen Paryser selbst haben an Tag gegeben, vnd in offenem Truck zu Parys publicieren vnd außkommen lassen. Auß dem Frantzösischen der eygentlichen meynung nach verteutschet, vnd mit Nötigen Erinnerungen versetzt: Durch Bernhart Janot. (Holzschnitt.) Anno M.D.LXXXIX." Den Beschluß dieser Schrift bildet ein Gedicht Fischart's: „Ermanung an die Bund-Päbstler", welches mit gewohnter Derbheit den verderblichen Einfluß der Lehre vom Ablaß und den ebenso verderblichen der Mönchsorden, namentlich der Dominikaner und Jesuiten, schildert. So derb die Sprache des Gedichts ist, so ist sie doch durchgehends würdig, weil sie der Ausdruck der sittlichen Entrüstung über die abscheuliche That des fanatisierten Mönchs ist.

Diese Schrift war die letzte, welche zu seinen Lebzeiten erschien, wenn die oben mitgetheilte Notiz richtig ist, daß er im Winter 1589 starb. Nach seinem Tode, möglicher Weise aber noch kurz vorher, erschienen zwei Schriften, von denen die eine eine weitere Bekämpfung des Papstthums enthält, die andere nach Rabelais bearbeitet ist, so daß sie die beiden Hauptrichtungen seiner schriftstellerischen Thätigkeit vergegenwärtigen. Die erste Schrift führt den Titel: „Newer Creutzgang. Das ist, Etliche Gebett, die der Bapst, in diesem lauffenden Jahr, an allen orten seiner

Gläubigen, mit großer solennität wider die Kron Franckreich, vnd alle trewe Bekenner Gottes worts, zu sprechen verordnet vnd befohlen, daß dieselben außgetilget, Er aber vnd sein Abgöttisch Lügenreich erhalten vnd vermehret werde. Trewlich auß dem Latein in das Teutsch gebracht, vnd dabey dem gemeinen Christlichen Leser kürtzlich angezeigt, was für fürnemene Irrthumben in diesem Creutzgang begriffen, damit er vrsach habe, des Bapstthumb recht lernen zu erkennen vnd zu meiden. Huldreich Christ zu Gotstatt bey Bethanen. 2. Timoth. 3. Ihr Thorheil wirdt offenbar werden jedermann (o. O.) M.D.LXXXX." Wie reich Fischart's satyrische Ader noch in seinen letzten Lebensjahren floß, bezeugt das zweite Werk: „Catalogus Catalagorum perpetuo durabilis. Das ist Ein Ewig werende Gordianischer, Pergamenischer vnd Tirraninonischer Bibliotheken gleichwichtige vnd richtige verzeichnuß vnd registratur Aller Fürnemer, Außbündiger, fürtrefflicher, nützlicher, ergetzlicher, schöner, nicht jedermann gemeiner getruckter vnd vngetruckter Bücher und Schrifften, Operum, Tomorum, Tractatuum, Voluminum, Partium viler mancher herlicher Authorn vnd Scribenten. Allen lustgirigen Rhum vnd klugheit nachstellenden Gesellen, zu Dollen polemische Tractätlein, vngetreumter, unerrathener Namentäuffung vnd Titulierung, dienstlich, nützlich, hülflich vnd entwürfflich. Vormals nie außkommen, sondern von den Sinnarmen vnd Buchschreibreichen, an starken Ketten bißher verwart gelegen, Newlich aber durch Artwisum von Fischmentzweiler erditricht, abgelöst vnd an den Tag gebracht. — Gott lob durch vnser Fleiß vnd groß Müh — Ists Catalogi erst Theil allhie, — Drumb laßt auch nit so fest verlangen, — Der andre kompt hernach mit Brangen. — Getruckt zu Niemandorff bei Nirgendsheim, im Mentzergrund. M.D.XC." Dieses

Werkchen war ohne Zweifel für die Fortsetzung des Rabelais bestimmt, denn es ist eine Bearbeitung des siebenten Capitels im zweiten Buch von dessen „Gargantua und Pantagruel", in welchem er ein Verzeichniß der Bücher giebt, die sich im Kloster St. Victor befanden. Wie der „Gargantua" und die „Practik", so ist auch der „Catalogus" eine Erweiterung des französischen Vorbilds, dessen satyrische Tendenz Fischart nicht nur vollkommen aufgefaßt und bewahrt, sondern zugleich auch auf deutsche Verhältnisse übergetragen und angewendet hat. Der „Catalogus" ist nämlich eine eben so launige als treffende Verspottung der damaligen geschmacklosen Gelehrsamkeit, die weder wissenschaftlich förderte, noch viel weniger aber einen praktischen Nutzen darbot, zugleich aber auch eine Verhöhnung der „wundergirigen Gemüther", welche auf Schriften mit seltenen Titeln und abenteuerlichem Inhalt Jagd machten. Wie Rabelais, so hat Fischart sowohl Titel wirklich vorhandener Schriften in sein Verzeichniß aufgenommen, als auch neue Titel erdacht, theils um einzelne alberne Bücher zu verspotten, theils um ganze abenteuerliche Richtungen der damaligen Schriftstellerei in ihrer Lächerlichkeit darzustellen. So war es damals Mode, die verschiedenen Laster und Untugenden als Teufel darzustellen und zu bekämpfen; es erschienen (nach Gödeke) von 1545 bis 1586 nicht weniger als vierzig verschiedene Teufel („Hofteufel, Fluchteufel, Eheteufel, Jagdteufel u. s. w."). Eine Verspottung dieser Literatur ist in Fischart's Verzeichniß der Titel: „Wider den Pauß krauß strauß Bodtenteufel vnd seine junge Pluder Kleider Butzen durch L. Hosenmänlein", der übrigens zugleich ein damals erschienenes Buch verhöhnt: „Wider den Kleider-, Pluder-, Pauss- vnd Krausteufel" von Joh. Strauß (Freyberg 1581). Es ist daher der „Catalogus" nicht bloß als eine ergötzliche Satyre der da-

maligen Schriftstellerei beachtenswerth, sondern zugleich für die Kenntniß und Charakteristik der einzelnen Erscheinungen von Wichtigkeit.

Außer den in der voranstehenden Darstellung erwähnten Werken und Flugschriften hat Fischart ohne Zweifel noch mancherlei andere verfaßt. Er selbst führt in seinen verschiedenen Schriften eine große Anzahl theils als wirklich verfaßt, theils als beabsichtigt an. Doch muß man wohl unterscheiden, erstlich, ob er sie als wirklich schon erschienen oder als künftig erst erscheinend bezeichnet, und zweitens in welchen Büchern er von ihnen spricht. Von Schriften, welche er als schon erschienen bezeichnet, dürfen wir wohl, wenn nicht andere Gründe dagegen sprechen, mit Sicherheit annehmen, daß er sie wirklich verfaßt habe, wenn sie sich auch bis jetzt nicht wieder vorgefunden haben. Was dagegen diejenigen betrifft, welche er als beabsichtigt erwähnt, so müssen wir deren Dasein so lange bezweifeln, bis nähere Nachrichten oder Beweise dafür aufgefunden werden. Ferner haben wir keinen Grund an der Richtigkeit seiner Angaben zu zweifeln, wenn er sie in einer ernstgehaltenen Schrift giebt, wie die „Daemonomania“ und der „Bienenkorb“; dagegen wird man gewiß meist fehl greifen, wenn man behauptet, daß Schriften, welche er in seinen von der Laune und Phantasie eingegebenen Büchern anführt, wirklich erschienen oder nur beabsichtigt seien. So werden wir nicht bezweifeln, daß er das in der Dämonomanie erwähnte Buch: „Von Noe Stammen vnd jrer Nachkommen Besitz vnd Länder“ wirklich verfaßt habe; eben so wenig läßt sich gegen das Dasein der „Cornelischen Büssung“, von welcher er im „Bienenkorb“ spricht, ein haltbarer Grund angeben. Selbst die im „Gargantua“ citirte „Audientz des Kaisers“ mag wirklich erschienen oder wenigstens verfaßt worden sein, da

er ausdrücklich eine Reihe Verse daraus anführt, eben so „Vom König Masinissa", den er sich übrigens nicht ausdrücklich beilegt. Daß das in den „Emblematen" erwähnte „Wapenrecht" nur angefangen war, haben wir schon oben bemerkt (S. 384), und es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß es vollendet wurde; vielmehr müssen wir es bezweifeln, weil sich ein solches Buch, das so ganz der Zeitrichtung entsprach, gewiß erhalten hätte und von Späteren angeführt und benutzt worden wäre. Die im „Bienenkorb" mehrfach erwähnte „New Rauschers Legend", die er dem Bruder Naß verhieß, ist ebenfalls wohl nicht gedruckt, ja nicht einmal vollendet worden, wenn er sie auch angefangen haben mochte. Wenn er ferner im „Jesuiterhütlein" sagt, daß er den nämlichen Stoff auch „Comedyweiß" tractieren wolle, so ist dies wohl kaum ernstlich gemeint gewesen; wahrscheinlich wollte er nur damit schrecken, wie der Zusammenhang anzudeuten scheint.

Noch werden im „Ein- vnd Vorritt" zum Gargantua eine Menge Titel von Büchern angeführt, welche Fischart als von ihm verfaßt bezeichnet. Wer aber darin mehr als einen Scherz sieht, mißversteht offenbar die betreffende Stelle. Fischart sagt nämlich, daß diejenigen, welche nach dem äußeren Schein urtheilen und daher glauben, daß im „Gargantua" „nichts anders als spottwerck, narrerei vnd anmütige lügen gehandelt werden", gewaltig irren; „denn wenn man das Büchlein recht eröffnet", fügt er hinzu, „vnd dem inhalt gründlich nachsinnt, so wird sich befinden, daß die spezerei darinnen von mehrerem vnd höherem werd ist, als die büchsse von aussen anzeiget vnd verheisset, das ist, daß die fürgetragene materi nicht so närrisch vnd nur der abweis geschaffen, wie die vberschrifft möcht leicht fürwenden." Dies gelte nicht bloß vom „Gargantua" son-

dern auch von andern Büchern, die er geschrieben habe und deren Titel er anführt. Schon die große Zahl dieser Titel beweist, daß er damit nur Scherz treibt. In der Ausgabe von 1575 nannte er 27, zu welchen er in der von 1582 noch 15 hinzufügte, also im Ganzen 42. Man legt freilich großes Gewicht darauf, daß er in dieses Verzeichniß auch solche Schriften aufgenommen hat, die unbestreitbar von ihm sind, den Gargantua, die Practik, den Eulenspiegel, die Flöhhatz, das Podagrammisch Trostbüchlein; das beweist aber keineswegs, daß er auch die andern Bücher, deren Titel er angiebt, verfaßt habe. Er hat jene mit verzeichnet, weil sie eben auch „Elloposkleronische" Titel hatten, und zudem lag es ganz in seinem Wesen, Dichtung mit Wahrheit zu verbinden, so wie er auch wohl die Absicht haben mochte, die Leute dadurch irre zu führen, daß er den Titeln wirklicher Bücher solche zufügte, die er nicht geschrieben hatte und auch nie zu schreiben gedachte. Es lag so sehr in Fischart's Eigenthümlichkeit, bei dieser Gelegenheit seltsame und abenteuerliche Titel zu erfinden, daß, wenn er alle von ihm angeführten Schriften wirklich verfaßt hätte, er sicherlich noch eine ganze Reihe erdachter Titel hinzugefügt haben würde. Und eben dieser Eigenthümlichkeit wegen muß man nothwendig voraussetzen, daß alle die Titel erdacht sind, von denen sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen läßt, daß die bezüglichen Schriften wirklich vorhanden sind oder vorhanden waren. Schon Vilmar erkannte in diesem Verzeichniß nur einen Erguß Fischartischer Laune; dagegen beharrte Gödeke auch in seinem „Grundriß", auf der schon früher in den „Eilf Büchern deutscher Dichtung" ausgesprochenen Ansicht, daß Fischart alle diese Schriften wirklich verfaßt habe. Wir wollen gar nicht abstreiten, daß er in der That einige derselben geschrieben

haben könne; da sich jedoch nicht ermitteln läßt, welche von ihnen wirklich ausgeführt worden sein mögen, so wird man an ihrem Dasein so lange zweifeln müssen, als sich nicht Exemplare derselben oder wenigstens sichere Andeutungen ihres Daseins vorfinden. Uebrigens kann man von einigen, die nach Gödeke wirklich von Fischart verfaßt worden sind, mit Sicherheit und überzeugend nachweisen, daß sie niemals existirt haben, von denjenigen nämlich, deren Titel Fischart aus Rabelais entlehnt hat: „Gsespinke oder Feistfeyblin", „Von letzer lätzen letzwürde", „Erbisen zum Speck mit der Auslegung". Die nämlichen führt Rabelais ebenfalls in seinem Prolog an.*) Wie dieser damit nur Scherz treiben wollte (es ist noch keinem französischen Gelehrten eingefallen, diese Titel für ernsthaft zu halten), so natürlich auch Fischart, der sein Vorbild, wie immer, so auch hier überbot, und diesen drei Titeln des Rabelais noch acht und dreißig hinzufügte. Daß Fischart jedenfalls die zweite der oben angeführten Schriften wirklich verfaßt habe, will Gödeke aus folgender Stelle im achten Capitel des Gargantua erweisen: „Ich gedencke es auch besser auszulegen, inn aim besondern Büchlin, das ich von Würdigkeit der Läz hab zugerichtet"; allein auch dies ist eine wörtliche Uebersetzung des französischen Textes**), und es hat Fischart daher noch viel weniger daran gedacht, diese „Würdigkeit der Läz" zu schreiben als Rabelais. Mit den andern steht es um Nichts besser, wenn sich auch nicht so schlagend nachweisen läßt, daß sie nie existirt

---

*) Fessepinte, la dignité des braguettes, des poys au lard cum commento.

**) Mais ie vous en exposeray bien daduandaige au liure, que j'ay faict de la dignité des braguettes.

haben. Uebrigens ist Fischart's sichere Thätigkeit so groß und so mannigfaltig, daß es wohl nicht nöthig ist, ihm Schriften zuzuschreiben, die noch kein Mensch gesehen hat.

Wir hoffen durch die eingehende Betrachtung aller derjenigen Werke Fischart's, welche uns zugänglich waren, und es sind uns nur wenige und zudem meist unwichtigere unbekannt geblieben, ein vollständiges Bild seiner Entwickelung und seiner Eigenthümlichkeit gegeben zu haben. Es ist aus dieser Darstellung ersichtlich geworden, wie umfassend sein Gesichtskreis, wie großartig seine Lebensanschauung, wie reich und mannigfaltig sein Talent, wie tüchtig sein Charakter und seine Gesinnung war. Doch halten wir es für nothwendig, auf einzelne Punkte noch besonders aufmerksam zu machen, welche bei seiner Beurtheilung vorzüglich maßgebend sind, oder welche in der vorangehenden Darstellung nur angedeutet werden konnten.

Wer auch nur Einiges, selbst nur kleinere Gedichte von Fischart gelesen hat, dem muß sich sogleich die Bemerkung aufdrängen, daß er ein Gelehrter im umfassendsten Sinne des Wortes war. Eine genauere Bekanntschaft mit seinen Werken bestätigt dieses Urtheil auf das Vollständigste, und es läßt sich das auf ihn anwenden, was Jean Paul vom Pagentanzmeister Aubin sagt: „In der flüchtigen Viertelstunde unsers Gesprächs setzte er mich durch seine Kenntnisse in Ungewißheit, ob er außer der Tanzkunst eigentlich Theologie oder Jurisprudenz oder Astronomie oder Geschichte oder andere Wissenschaften verstehe". Und in der That, Fischart würde einen hohen Rang unter den Gelehrten nicht bloß seines Volkes und seiner Zeit, sondern aller Völker und aller Zeiten einnehmen, wenn er statt Romane, Satyren und Gedichte gelehrte Werke hätte schreiben wollen. Es ist kaum möglich, alle diejenigen Wissenschaften aufzuzählen,

in denen er bewandert war, zum Theil umfassende Kenntnisse besaß. So war er, was er auch für die Grundlage aller wahren Gelehrsamkeit und Bildung hielt, mit der Sprache und Literatur der Griechen und Römer vertraut; er kannte selbst die untergeordneten Schriftsteller derselben. Von den neueren Sprachen verstand er französisch, italienisch und holländisch, wahrscheinlich auch englisch. Daß er juristische Kenntnisse besaß, würden wir aus seinen Büchern vielfältig entnehmen können, wenn wir auch nicht wüßten, daß er Doctor der Rechte war. Denn obgleich manche Citate aus den Pandekten, die uns im „Gargantua" begegnen, schon bei Rabelais zu finden sind, so hat er doch auch viele selbst hinzugefügt, aus denen sich ergiebt, daß er mit dem römischen Recht vertraut war. Aber auch seine andern Schriften geben hinreichendes Zeugniß, daß er große juristische Kenntnisse besaß, die sich auch über Spezialitäten verbreiteten. War er auch kein Theolog von Fach, so hatte er sich doch vielfältig mit der Theologie beschäftigt. Er hatte nicht allein eine gründliche Kenntniß der Bibel, er kannte auch die Kirchen- und Dogmengeschichte, wie vielleicht wenige Theologen seiner Tage. Eben so gründlich hatte er die Geschichte alter und neuer Zeit studiert, und er kannte dieselbe nicht bloß in ihren Grundzügen, er setzt in beinahe allen seinen Schriften durch den Reichthum der Einzelnheiten in Erstaunen, die ihm stets gegenwärtig waren. Geographie, Genealogie, Wappenkunde und wie die Hülfswissenschaften der Geschichte alle heißen mögen, mit allen war er vertraut. Er hatte über Erziehung und Unterricht reiflich nachgedacht, und war mit den darauf bezüglichen Werken, so wie mit den bedeutendsten philosophischen Schriftstellern alter und neuer Zeit bekannt. Und Alles beherrschte er mit der größten Leichtigkeit, so daß ihm Jedes, auch das Geringfügigste zu

Gebote stand, wenn er es brauchte. Aber diese massenhafte Gelehrsamkeit hatte, was leider so oft geschieht, seinen Geist nicht gefangen, seinen Blick nicht verdunkelt, seinen Sinn nicht eingeengt. Wir haben in der obigen Darstellung mehrmals Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß er auch für das Schöne in Kunst und Natur empfänglich und sowohl mit der Musik als mit der Malerei und deren Geschichte vertraut war.

Was ihn aber von der Mehrzahl der Gelehrten seiner Zeit wesentlich unterscheidet, das ist, daß er den lebendigsten Sinn für sein Vaterland hatte. Es war ihm Nichts entgangen, was sich auf dasselbe bezog, und er hatte von allen Verhältnissen die genaueste Kunde, die man zu seiner Zeit überhaupt haben konnte.

Wenn schon seine umfassende Kenntniß der Geschichte, der Alterthümer und der Literatur des deutschen Volkes Bewunderung erregt, weil er hierin zu seiner Zeit allein dasteht, so müssen wir noch weit mehr über seine ausgebreitete Kenntniß des Landes und Volkes erstaunen. Von der Nordsee bis zu den Alpen ist keine Provinz und kein Volksstamm, von dem er nicht wenigstens einige Kunde, meist aber genaue Kenntniß hatte. Er kennt ihre Sagen, ihre Lieder, ihre Sprichwörter, ihre Beschäftigungen, ihre Sitten und Gebräuche, mit Einem Wort alle ihre Eigenthümlichkeiten. Man möchte beinahe glauben, daß er sich in den verschiedenen Ländern und bei den verschiedenen Volksstämmen lange aufgehalten hätte, und zwar bloß zu dem Zwecke, sie zu beobachten und ihr Leben und Treiben aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Man möchte glauben, daß er die Hütten des Landmanns, die Werkstätten der Handwerker und der Künstler besucht habe, um sich mit deren Beschäftigungen, mit den Eigenthümlichkeiten

ihres Lebens und selbst ihrer Sprache bekannt zu machen, denn es ist kaum ein Beruf, von dem er nicht mit der merkwürdigsten Sachkenntniß spricht.

Dies beurkundet schon seinen praktischen Sinn, der sich auch darin offenbart, daß er an den Bewegungen der Zeit den lebhaftesten Antheil nahm. Wir haben bei der Darstellung seiner Schriften gesehen, daß keine einigermaßen bedeutende Thatsache vorgieng, die er nicht besprochen hätte. Seine Theilnahme war aber keineswegs bloß allgemeiner Natur; er hatte dabei immer das Vaterland und sein Volk im Auge, das er mit Begeisterung, man möchte sagen, schwärmerisch liebte, wenn Schwärmerei sich mit Kraft der Seele und Klarheit des Geistes verbunden denken ließe. Es ist schon darauf aufmerksam gemacht worden, daß selbst sein Kampf gegen Pabstthum und Jesuitismus zum großen Theil eine Wirkung seiner Vaterlandsliebe war. Aber er hätte ihn auch ohne diesen Beweggrund begonnen, weil ihn auch sein Charakter dazu drängte. Fischart war bei seinem tief frommen Sinn der entschiedenste Feind aller Heuchelei und Scheinheiligkeit, besonders wenn sie darauf ausgieng, den menschlichen Geist in Fesseln zu schlagen, und ihm die freie Entwickelung unmöglich zu machen. Er verlangte Freiheit des Denkens und der Bewegung, weil er fühlte, daß sie das Element sei, durch welches der Mensch erst zum Menschen werde; und tief blickender als die Reformatoren, trennte er die politische Freiheit nicht von der religiösen, überzeugt, daß die eine ohne die andere nicht gedeihen könne. Freie Gesinnung ist ohne ächte Menschenliebe nicht denkbar, und so finden wir auch diese bei Fischart in der schönsten und liebenswürdigsten Weise ausgeprägt, um so mehr als seine freie Gesinnung auch auf seinem tiefen Gemüth begründet war, welches ihn befähigte, alle rein

menschlichen Erscheinungen mit seelenvoller Liebe zu erfassen. Wir erinnern nur an seine trefflichen Worte über Ehe und Erziehung, an sein tiefes Gefühl für die Kunst und Anderes mehr. Wenn schon der feurige Haß gegen alles Schlechte ihn bewegen mußte, diesem feindlich entgegen zu treten, so wurde er noch durch eine weitere Eigenthümlichkeit seines Wesens dazu veranlaßt, durch den reichen Humor und den nie versiegenden Witz, der einen wesentlichen Zug seines Charakters bildet. Mit schnellem Blick erfaßte er die lächerlichen Seiten in den Erscheinungen des Lebens, und so hatte ihn schon die Natur zum Satyriker bestimmt. Wie großartig und mannigfaltig er als solcher ist, haben wir an seinen Werken gesehen; wir haben gesehen, daß er sowohl die schärfste Geißel schwingen als sich im heitern Humor ergehen, daß er das Schlechte und Hassenswürdige zermalmen und auch die menschlichen Schwächen mit schalkhafter Laune belächeln und verspotten kann.

Und so bleibt uns nur noch übrig, einen Blick auf seine Darstellung und seine Sprache zu werfen. Die „Flöhhatz" und das „Glückhafte Schiff" beweisen hinlänglich, daß er die Gabe der Composition und der kunstmäßigen Entfaltung seines Stoffes im hohen Grade besaß; aber es hat sich aus der Betrachtung anderer Werke, namentlich des „Gargantua", ergeben, daß er auf die kunstmäßige Gestaltung absichtlich und mit offenbarem Muthwillen Verzicht leistete, daß er sich lieber den wilden Sprüngen seiner stets geschäftigen Phantasie überließ. Doch müssen wir hier sogleich zwischen seinen gereimten und seinen prosaischen Werken unterscheiden. Wenn er in den gereimten Dichtungen nicht weniger Humor und Witz entfaltet, wenn er in ihnen auch eben so schalkhaft und muthwillig ist, als in seinen prosaischen Schriften, so hat er in denselben eine Mäßigung

bewahrt, von der seine prosaischen Werke weit entfernt sind. Es ist dies namentlich in der Sprache recht sichtbar. Zwar tragen auch seine Verse ganz den Stempel seines Geistes, und wer nur einigermassen mit ihm bekannt ist, kann im ersten Augenblick seine Verse erkennen und sie von denen seiner Zeitgenossen, wie seiner Vorgänger und Nachfolger mit voller Sicherheit unterscheiden. Sie bewegen sich mit einer außerordentlichen Leichtigkeit, und sind immer von großer Kraft, wenn auch oft etwas hart. Er bedient sich der damals allgemein gebrauchten Reimpaare, aber die seinigen sind schon daran zu erkennen, daß sie nicht nur durch den Reim, sondern auch durch den Gedanken streng verbunden sind, dem er stets den kürzesten, passendsten, wirkungsvollsten Ausdruck zu geben weiß, daher bei ihm auch die damals so häufigen Flickwörter, an denen selbst Hans Sachs nicht arm ist, nur höchst selten und zudem nur in seinen älteren Gedichten erscheinen.

In seiner prosaischen Darstellung ist Fischart ein wahrer Proteus, und wir kennen keinen Schriftsteller, der ihm darin auch nur von Weitem ähnlich wäre. So verschieden z. B. Göthe in seinen verschiedenen Werken erscheint, so sehr sich die Sprache im „Werther" oder „Götz" von der in den „Lehrjahren" oder der in den „Wahlverwandtschaften" oder in den wissenschaftlichen Abhandlungen unterscheidet, so tritt uns doch überall der ganze Göthe entgegen, und man wird keine Zeile in einem einzigen seiner Werke diesem oder jenem andern Schriftsteller zuschreiben können. Ganz anders verhält es sich mit Fischart, der in drei so ganz verschiedenen Gestalten erscheint, so daß man unmöglich einen und denselben Urheber darin erkennen kann. In seinen Dedikationen und einigen Vorreden schreibt er in dem damals üblichen breiten und gespreizten Styl, dessen Haupterforder-

niß Verwirrung und Unklarheit zu sein scheint. Er ist in diesen Stücken der vollkommenste Pedant. In anderen Vorreden und einigen Abhandlungen, z. B. in der „Armada" und im „Bündniß", ist der Styl dagegen von der größten Einfachheit, Klarheit und Ruhe. Die Sätze sind, wenn auch oft von größerem Umfange, doch leicht überschaulich; der Ausdruck ist zwar kräftig, aber doch voll Mäßigung. Den vollsten Gegensatz dazu bildet seine Darstellung in den größeren satyrischen Werken, namentlich im „Gargantua". Wie die Gedanken, so ist auch die Sprache fortwährend in stürmischer Bewegung. Die seltsamsten Wortverbindungen jagen einander und werden nur durch die abenteuerlichsten Wortbildungen unterbrochen, in denen er so muthwillig ist, wie in seinen Gedanken. Er behandelt die Sprache, wie wenn sie sein Erblehen wäre und er mit unumschränkter Gewalt über sie verfügen könnte. Jedes Wort erweckt durch seinen Laut irgend einen neuen Gedanken oder Begriff in ihm und er bildet das Wort in der Weise um, daß dieser neue Begriff zugleich auch darin seinen Ausdruck findet, oder daß man wenigstens an ihn erinnert wird. Oder er zwingt Wörter, die im vollsten Gegensatz zu einander stehen, die einen offenbaren Widerspruch enthalten, zu einem neuen zusammen, dessen Begriff beim ersten Anblick kaum denkbar erscheint, bis er endlich in Folge einer Reihe von Schlüssen in voller Klarheit hervortritt. So wird die Darstellung allerdings oft schwer verständlich; aber man findet sich stets belohnt, wenn man die Schwierigkeiten überwunden hat.

Man hat Fischart mit Jean Paul verglichen, und in der That bieten beide geniale Männer manchen Vergleichungspunkt. Beide haben große Belesenheit, eine stets geschäftige und überwuchernde Phantasie mit einander gemein;

Beide besitzen einen großen Reichthum an treffenden und witzigen Einfällen; Beide häufen Gleichnisse und Metaphern und lieben Anspielungen jeglicher Art. Bei dem Einen wie bei dem Andern beruht die Satyre auf der reinsten und liebenswürdigsten Menschenliebe, auf der Liebe zu ihrem Vaterlande und ihrem Volke. Aber sie sind wesentlich darin unterschieden, daß Jean Paul mehr die weibliche Sentimentalität, Fischart mehr die männliche Kraft repräsentiert.

Kurz, Heinrich,

Johannes Fischart

[S.l.] [ca. 1860?]